

Annika Rockenberger, Per Röcken

Wie ‚bedeutet‘ ein ‚material text‘?

1. Einleitung

Zu den Gemeinplätzen der Editions kritik gehört seit jeher die Behauptung, dass das zusammengetragene Informationsangebot – Faksimiles und Transkriptionen, archiva lische Beschreibung der überlieferten Dokumente, Rekonstruktion und Darstellung der Textgenese, Variantenapparate usw. – an den einschlägigen Interessen *interpretie render* Literaturwissenschaftler vorbeigeht. Auf derlei Zweifel an der hermeneuti schen Relevanz editorischer Dokumentation wird seit einiger Zeit (spätestens seit 1971, dem Erscheinungsjahr von *Texte und Varianten*)¹ mit dem Gegenwurf ge antwortet, die interpretierende Literaturwissenschaft verharre im vorkritischen Zu stand eines philologischen Idealismus, dem es lediglich um den ‚reinen Text‘ (oder das vom Autor intendierte Werk) gehe, womit letztlich naive ontologische Prämissen und simplifizierende Vorstellungen vom schieren Gegebensein philologischer Ge genstände verbunden seien. Zu den „Herausforderungen“ entsprechender ‚traditionel ler‘ Sichtweisen und Praxen werden namentlich *Varianz und Materialität* erklärt,² also zum einen die – freilich primär an *Autorvarianten* interessierte³ – Rekonstruktion von Textgenese und Textdynamik⁴ und zum anderen die – über den angeblichen Posi tivismus editorischer ‚Datenhuberei‘ hinausweisende – Aufmerksamkeit für materiell-mediale Aspekte der Überlieferung.

Eine Ausrichtung des aktuellen philologischen *Materialitäts*paradigmas hebt nun darauf ab,⁵ non- und paraverbale materiell-mediale Objekteigenschaften von Texten

¹ *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation.* Hrsg. von Gunter Martens und Hans Zeller. München 1971.

² Vgl. auch Roger Lüdeke: *Materialität und Varianz. Zwei Herausforderungen eines textkritischen Bedeutungsbegriffs.* In: *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte.* Hrsg. von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martínez, Simone Winko. Berlin, New York 2003, S. 454–485.

³ Vgl. Anne Bohnenkamp: *Autorschaft und Textgenese.* In: *Autorschaft. Positionen und Revisionen.* Hrsg. von Heinrich Detering. Stuttgart 2002, S. 62–79, sowie vor allem Burghard Dedner: *Die Ordnung der Varianten. Erörtert aufgrund von Büchner-Texten.* In: *editio* 19, 2005, S. 43–66.

⁴ Vgl. den Überblick bei Rüdiger Nutt-Kofoth: *Textgenese. Überlegungen zu Funktion und Perspektive eines editorischen Aufgabengebiets.* In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 37, 2005, S. 97–122.

⁵ Vgl. zur Debattenkonstellation nur Wim Van Mierlo: *Introduction.* In: *Variants* 6, 2007: *Textual Scholarship and the Material Book.* Hrsg. von dems., S. 1–12; Per Röcken: *Was ist – aus editorischer Sicht – Materialität? Versuch einer Explikation des Ausdrucks und einer sachlichen Klärung.* In: *editio* 22, 2008, S. 22–46; Ders.: *Schreibgründe. Die Materialität des Papiers zwischen skripturaler und editori scher Praxis.* In: *Variations. Literaturzeitschrift der Universität Zürich* 17, 2009, S. 143–155; Wilhelm G. Jacobs: *Materie – Materialität – Geist.* In: *editio* 23, 2009, S. 14–20; *Bokens materialitet.* *Bokhistoria*

als bislang vernachlässigte Aspekte literarischer Kommunikation⁶ in ihrer ‚semantischen Potentialität‘ zu exponieren. Die Annahme einer ‚Semantizität‘ geht hierbei über eine bloß *symptomatische* Auswertung⁷ der Materialität zu Zwecken der Zuschreibung und Klassifikation von Texten und Textbestandteilen, zur Ermittlung chronologischer und genetischer Relationen oder zur Rekonstruktion des wahrscheinlichen Produktionsvorgangs bzw. seiner Umstände und Bedingungen weit hinaus. Unter anderem wird sie mit der Forderung nach einer Erweiterung des als hermeneutisch relevant erachteten Untersuchungsgegenstandes verknüpft⁸ oder als Möglichkeit gesehen, endlich mit überkommenen ‚hermeneutisch-idealistischen‘ Wahrnehmungs- und Deutungsroutinen aufzuräumen. In jedem Falle wird die unterstellte ‚Bedeutungshaftigkeit‘ zum Anlass genommen, über die Angemessenheit philologischer Terminologie, editorischer Gegenstandsbestimmungen und Präsentationsformen eingehender nachzudenken – und gegebenenfalls auch editionspraktische Konsequenzen zu ziehen.

Aber was besagt eigentlich das hinsichtlich der Materialität erhobene Postulat der ‚Semantizität‘?⁹ Wie hat man sich das vorzustellen – dass die Materialität ‚Bedeutung trägt‘ oder ‚zur Bedeutung beiträgt‘? Was genau ist mit derlei Aussagen gemeint?

och bibliografi. Hrsg. von Mats Malm, Barbro Ståhle Sjönell und Petra Söderlund. Stockholm 2009 (Nordiskt Nätverk för Editionsfilologer. Skrifter. 8); Materialität in der Editionswissenschaft. Hrsg. von Martin Schubert. Berlin, New York 2010 (Beihefte zu editio. 32); Annika Rockenberger, Per Röcken: Inkunabel-Materialität. Zur Deutung der Typographie von Sebastian Brants ‚Narrenschiff‘ (Basel 1494). In: Euphorion 105, 2011, S. 283–316, bes. S. 283–289, sowie zu einer ‚medienkulturwissenschaftlichen‘ Perspektivierung Rüdiger Nutt-Kofoth: Editionsphilologie als Mediengeschichte. In: editio 20, 2006, S. 1–23.

⁶ Wir gehen im Folgenden davon aus, dass Produktion und Rezeption literarischer Werke im Rahmen eines Kommunikationsmodells adäquat zu rekonstruieren sind und zwischen der literarischen und der (schriftlichen) Alltagskommunikation keine *kategorialen*, sondern lediglich – etwa hinsichtlich institutionalisierter Verarbeitungsmodalitäten und Konventionen – *graduelle* Unterschiede bestehen. – Eine erste Orientierung zu den mit dieser Einschätzung verbundenen Schwierigkeiten gibt Frank Zipfel: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff der Literaturwissenschaft. Berlin 2001, S. 30–56; allerdings ist fraglich, ob die in diesem Zusammenhang für ‚literarische Texte‘ gemeinhin vorgebrachten Einwände gleichermaßen für die im Folgenden untersuchten Phänomene einschlägig sind.

⁷ Mit ‚bloß‘ soll *nicht* angedeutet sein, dass es sich hierbei um eine triviale, rein mechanische Datenerhebung handelt. Nicht nur in der ‚critique génétique‘ und der textgenetischen Edition, sondern auch in der Handschriften- oder Druckbeschreibung wird die Materialität zum Gegenstand teilweise extrem voraussetzungsreicher, hochkomplexer Schlussprozesse; vgl. nur Almuth Grésillon: Literarische Handschriften. Einführung in die ‚critique génétique‘. Frankfurt a.M. 1999, S. 50–103, und Louis Hay: Materialität und Immaterialität der Handschrift. In: editio 22, 2008, S. 1–21, sowie Philip Gaskell: A New Introduction to Bibliography [1972]. New Castle 2009, und Martin Boghardt: Archäologie des gedruckten Buches. Wiesbaden 2008.

⁸ Vgl. z.B. Carlos Spoerhase: Perspektiven der Buchwissenschaft. Ansatzpunkte einer buchhistorisch informierten Literaturwissenschaft. In: Zeitschrift für Germanistik, N.F. 21, 2011, S. 145–152, hier S. 149: „Wenn die Spezifika typographischer Kommunikation, die materielle Gestaltung und paratextuelle Einrichtung schriftlicher Artefakte sowohl den laienhaften wie den professionellen Umgang mit diesen Artefakten in einer semantisch relevanten Weise prägen, kann die Interpretation literarischer Texte nicht ohne eine präzise Verhältnisbestimmung von Eigenschaften des literarischen Buchs und Bedeutung des literarischen Textes auskommen: Buch- und Literaturwissenschaft sind hier aufeinander angewiesen.“

⁹ Ein Hinweis zur Terminologie: Wir verzichten auf eine Explikation des unscharfen Ausdrucks ‚Semantik‘ und verwenden diesen (wie auch die abgeleiteten Ausdrücke ‚semantisch‘ oder ‚Semantizität‘) – um die Erinnerung an den problematischen Status des Ausdrucks wach zu halten – stets in einfachen An-

2. Anmerkungen zum Verständnis der Fragestellung

Ehe wir an die *Beantwortung* der im Aufsatztitel aufgeworfenen Frage denken können, müssen wir diese zunächst einmal besser verstehen. Am einfachsten ist hierbei wohl zu klären, was mit dem Ausdruck ‚material text‘ gemeint sein soll. Schwieriger wird es dann mit dem Verb ‚bedeuten‘ und dem Interrogativpronomen ‚Wie‘. – Zunächst also:

2.1 Was ist ein ‚material text‘?

Die Einführung des Ausdrucks ‚material text‘ bei Peter Shillingsburg¹⁰ steht bekanntlich im Zusammenhang mit der Debatte um eine als Mediengeschichte des Werkes konzipierte ‚Sociology of Texts‘, die vor allem von einer Kritik am ‚Idealismus‘ und ‚Positivismus‘ der Greg-Bowers-Tanselle-School ausging.¹¹ Offenbar hatte Shillingsburg den (zutreffenden) Eindruck gewonnen, dass in dieser Debatte vor allem die undifferenzierte Terminologie der *Verständigung* – oder wenigstens dem *Verständnis* des jeweils vorliegenden Dissenses – im Wege stand. Wie stets behinderte hier vornehmlich die uneinheitliche, normativ imprägnierte Verwendung des Ausdrucks ‚Text‘ eine Klärung der Standpunkte.

Shillingsburg nimmt nun adjektivische Spezifikationen des Ausdrucks vor, um auf diese Weise *verschiedene Sichtweisen* zu eröffnen auf ein zunächst diffuses Konglo-

führungszeichen. Denn: Es scheint uns zwar naheliegend, ‚Semantik‘ als denjenigen Teilbereich der Semiotik aufzufassen, der mit der Erforschung *verbalsprachlicher* Zeichensysteme befasst ist; allerdings herrscht hierüber keineswegs Einigkeit. In der gesichteten Literatur jedenfalls werden besagte Termini (und sei’s schlagwortartig) gleichermaßen verwendet, um die (nicht-sprachliche) Zeichenhaftigkeit materiell-medialer Phänomene zu bezeichnen.

¹⁰ Vgl. zuerst Peter L. Shillingsburg: Text as Matter, Concept, and Action. In: Studies in Bibliography 44, 1991, S. 31–82.

¹¹ Vgl. nur die programmatische Kritik am (angeblichen) ‚hermeneutical idealism and textual positivism‘ der etablierten ‚editorial theory‘ bei Jerome J. McGann: Theory of Texts. In: London Review of Books, 18. 2. 1988, S. 20f.; ausführlich entwickelt werden die entsprechenden Kritikpunkte in Ders.: A Critique of Modern Textual Criticism. London, Chicago 1983; Ders.: The Monks and the Giants. Textual and Bibliographical Studies and the Interpretation of Literary Works. In: Textual Criticism and Literary Interpretation. Hrsg. von Dems. Chicago, London 1985, S. 180–199; Ders.: Interpretation, Meaning and Textual Criticism: A Homily. In: Text. An Interdisciplinary Annual of Textual Studies 3, 1987, S. 55–62, und Ders.: The Textual Condition. Princeton 1991; grundlegend ist überdies Donald Francis McKenzie: Typography and Meaning. The Case of William Congreve [1981]. In: Ders.: Making Meaning. „Printers of the Mind“ and Other Essays. Boston 2002, S. 198–236, sowie Ders.: Bibliography and the Sociology of Texts (The Panizzi Lectures 1985). Cambridge 1999. – Vgl. zur Debattenkonstellation auch Peter L. Shillingsburg: An Inquiry into the Social Status of Texts and Modes of Textual Criticism. In: Studies in Bibliography 42, 1989, S. 55–79; Paul Eggert: Document and Text. The ‚Life‘ of the Literary Work and the Capacities of Editing. In: Text. An Interdisciplinary Annual of Textual Studies 7, 1994, S. 1–24; G. Thomas Tanselle: Literature and Artifacts. Charlottesville 1998, sowie zur weiteren Orientierung Peter L. Shillingsburg: On Being Textually Aware. In: Studies in American Naturalism 1, 2006, S. 170–195; Paul Eggert, Peter L. Shillingsburg: Anglo-American Scholarly Editing, 1980–2005. In: Ecdotica 6, 2009, S. 9–19, und Darcy Cullen: The Social Dynamics of Scholarly Editing. In: Editors, Scholars, and the Social Text. Hrsg. von Darcy Cullen. Toronto 2012, S. 3–32.

merat von Gegenständen und Gegenstandsmerkmalen. Seine Explikation von ‚material text‘ sieht so aus:¹²

material text. The union of *linguistic text* and *document*: a *sign sequence* held in a medium of display. The material text has ‚meanings‘ additional to, and perhaps complementary to, the linguistic text.

Auch ohne hier auf Details¹³ des elaborierten Begriffsapparats einzugehen, wird deutlich, dass mit dem Ausdruck ‚material text‘ unsere *Aufmerksamkeit* darauf gelenkt werden soll, dass eine gemeinhin als ‚Text‘ bezeichnete verbalsprachliche Zeichensequenz stets in einer konkreten Materialisation vorliegt, der nun ihrerseits¹⁴ – *sofern* wir uns denn dafür interessieren – eine hermeneutische Relevanz zugesprochen werden kann. Das Wort ‚meanings‘ wird allerdings in Anführungszeichen gesetzt und bleibt ebenso unbestimmt wie die nur angedeuteten ‚semantischen‘ Interrelationen. Es zeigt sich hier übrigens eine kategoriale Asymmetrie:¹⁵ hermeneutisch relevante Bezüge bestehen nämlich *nicht* zwischen dem isoliert betrachteten verbalsprachlichen Text und der isoliert betrachteten Materialität, sondern zwischen dem verbalsprachlichen Text und der *aus diesem und* der Materialität bestehenden *Einheit*. Shillingsburg scheint demnach nicht davon auszugehen, dass die schiere Materialität für sich genommen irgendetwas ‚bedeutet‘,¹⁶ dies scheint für ihn erst auf der Ebene ihrer *Zusammenschau* mit der verbalsprachlichen Zeichensequenz der Fall zu sein. Ob eine solche Einschränkung sinnvoll ist, wäre zu diskutieren. Um dieser Diskussion nicht vorzugreifen, sollte eine Bestimmung von ‚material text‘ hier weniger voraussetzungsreich sein. – Unsere eigene *tentative Explikation* des Ausdrucks sieht so aus:

(Expl–mTx)

Als ‚material text‘ bezeichnen wir ein semiotisch komplexes multimodales¹⁷ Artefakt, das neben einem schriftlich fixierten verbalsprachlichen Zeichensystem weitere (non- und paraverbale) materiell-mediale Objekteigenschaften aufweist, wobei diese ursächlich auf das

¹² Peter L. Shillingsburg: *Resisting Texts. Authority and Submission in Constructions of Meaning*. Ann Arbor 1997, S. 101.

¹³ Vgl. Shillingsburg 1997 (Anm. 12), Kap. 3, bes. S. 70–76; vgl. auch die kritischen Hinweise bei G. Thomas Tanselle: *Textual Instability and Editorial Idealism*. In: *Studies in Bibliography* 49, 1996, S. 1–60, hier S. 37–41, und Paul Eggert: *Securing the Past. Conservation in Art, Architecture and Literature*. Cambridge 2009, S. 229–231.

¹⁴ Zumal sie nach Shillingsburg 1997 (Anm. 12), S. 74, Ausgangspunkt jeder rezeptiven Aktivität ist: „A material text, any material text, is the reader’s only access route to the work.“

¹⁵ Diese Asymmetrie wird vermieden in der von McGann 1991 (Anm. 11), S. 15f., vorgeschlagenen Unterscheidung zwischen ‚bibliographical‘ und ‚linguistic code‘.

¹⁶ Plausibel scheint uns immerhin, dass die Aufmerksamkeit *auch* für die Materialität wesentlich vom Interesse für den verbalsprachlichen Gegenstand motiviert ist; vgl. bereits Röcken 2008 (Anm. 5), S. 36 mit Anm. 82.

¹⁷ Vgl. zu diesem Ausdruck nur Jürgen Spitzmüller: *Typographisches Wissen. Die Oberfläche als semiotische Ressource*. In: *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. Hrsg. von Angelika Linke und Helmuth Feilke. Tübingen 2009, S. 459–486, hier S. 466: „*Multimodal* heißt, dass davon ausgegangen wird, dass sich die Bedeutung eines Textes in der Regel nicht nur aus einer einzelnen Zeichenressource (also etwa verbaler Sprache) konstituiert, sondern dass zumeist mehrere Zeichenressourcen (Modalitäten) zusammenwirken und damit das Interpretationsangebot eines Textes formieren.“

Handeln eines oder mehrerer Produktionsinstanzen des Literatursystems (nicht notwendigerweise des Autors des verbalen Textes) zurückzuführen sind.

Andeutungsweise noch einige weiterführende Bestimmungen: Die möglicherweise mit einer kommunikativen Intention herbeigeführte *non-* und *paraverbale* Materialität besitzt eine ‚semiotische Potentialität‘ dergestalt, dass sie bestimmte immanente oder relationale Eigenschaften aufweist, die vor dem Hintergrund semiotischen Wissens zur Basis interpretativer Inferenzen werden können. Eine *Interrelation* zwischen den im ‚material text‘ kopräsenten verbalsprachlichen und materiellen Zeichensystemen besteht dabei gegebenenfalls dergestalt, dass auf die Materialität gerichtete interpretative Schlussprozesse die Ergebnisse vorgängig oder simultan ablaufender Schlussprozesse als Ressourcen bzw. Kontexte nutzen (stärkere Version: voraussetzen), die mit dem verbalsprachlichen Zeichensystem befasst sind (und vice versa). Zur näheren Charakterisierung entsprechender ‚semantischer‘ *Bezüge* ist anzumerken, dass sie relational zum verbalsprachlichen Text näher zu qualifizieren wären (also etwa als affirmativ oder kritisch, als additiv, kontrastiv, konträr, komplementär).¹⁸ *Funktional* dürften sich die fraglichen Relationen als Beziehung zwischen Zeichen und Metazeichen auffassen lassen. *Metazeichen* – wie etwa hochgradig konventionalisierte „typographische Dispositive“¹⁹ – geben an, „welches Register man in der Kommunikation verwenden möchte“, wobei „bestimmte Eigenschaften des Signifikanten eines Zeichens“ ausgenutzt werden, „um damit einige *Anweisungen zum Gebrauch* des Zeichens selbst zu vermitteln“.²⁰

Wir möchten in Erinnerung rufen, mit welcher Aufgeregtheit in den vergangenen Jahrzehnten die Diskussion um die angebliche Notwendigkeit eines neuen, ‚erweiterten‘ Textbegriffs geführt wurde und mit welcher Inflation von Textbegriffen dies einherging. Beträchtlicher stipulativer Aufwand ist getrieben worden, dem Ausdruck ‚Text‘ *per definitionem* ganze Forschungsprogramme und gegenstandstheoretische Festlegungen einzuschreiben. Als Ergebnis dieser terminologischen Umdeutungen werden nunmehr ganz verschiedene Sachverhalte *mit ein und demselben Ausdruck* etikettiert und ohne begriffliche Differenzierung jeweils ganz verschiedene Gegenstandsaspekte exponiert.

Aus unserer Sicht hat die Regelung, den notorisch unscharfen Ausdruck ‚Text‘ durch adjektivische Spezifikationen zu präzisieren, demgegenüber erhebliche Vorteile. Es wird klarer, *wovon* eigentlich und *ob* jeweils von der gleichen Sache gesprochen wird. Auf diese Weise können verschiedene Sachverhalte und Aspekte eines

¹⁸ Zu klären wäre auch, ob diese Relation funktional als *epistemologische* zu denken wäre, also etwa so: Die materiale Gestaltung hilft, eine auf den verbalen Text allein bezogene Interpretationshypothese (z.B. hinsichtlich der weltanschaulichen Einordnung) zu generieren, zu selektieren, zu bestätigen oder zu falsifizieren.

¹⁹ Dieser inzwischen etablierte Ausdruck wurde – ausgehend von Überlegungen Roger Chartiers – vorgeschlagen von Susanne Wehde: *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*. Tübingen 2000, S. 14, 29 und 119–126; allerdings bezeichnet Wehde solche stark institutionalisierten makrotypographischen Kompositionsschemata als „Superzeichen“ (ebd., S. 119f.), da sie dazu dienen, die generische Klassifikation des jeweiligen Textes und funktionale Einheiten desselben zu ‚konnotieren‘.

²⁰ Ugo Volli: *Semiotik. Eine Einführung in ihre Grundbegriffe*. Tübingen 2002, S. 47.

komplexen kulturellen Artefakts differenzierter erfasst, Missverständnisse vermieden und das fachsprachliche Instrumentarium spezifischen Gegebenheiten und Erfordernissen entsprechend justiert werden.

So lässt sich mit der von Shillingsburg vorgeschlagenen Spezifikation die Frage: ‚Gehört die Typographie zum Text?‘²¹ durch eine sinnvollere ersetzen. Die non- oder paraverbale Materialität des Dokuments mag gemäß *mancher* Verwendungsweisen von ‚Text‘ Bestandteil der mit dem Ausdruck jeweils bezeichneten Gegenstände sein; *in jedem Falle* ist sie Bestandteil des ‚material text‘. Und – um ein hier einschlägiges *Aperçu* zu bemühen – wenn wir „Goethes ‚Werther‘ in Oktav und Fraktur oder in Duodez und Antiqua, schwarz auf weiß oder gelb auf blau“ setzen, so bleibt zumindest der ‚material text‘ nicht „derselbe“.²²

2.2 Wie bedeutet ...?

Kommen wir nun zur Klärung des Interrogativpronomens ‚Wie‘ und des Verbs ‚bedeuten‘! – Zunächst einmal: Wie-Fragen sind modale Fragen, sie beziehen sich auf die Art und Weise, in der ein Sachverhalt synchronisch oder diachronisch gegeben ist. Bei Gegenständen sind sie in der Regel gerichtet auf deren empirische Beschaffenheit, bei Handlungen und Sequenzen von Ereignissen beziehen sie sich (deskriptiv, normativ oder präskriptiv)²³ auf prozedurale Modalitäten, zeitliche Ablaufpläne, Muster und Regularitäten sowie auf die jeweils zugrunde liegenden generativen Mechanismen.²⁴ Sofern das Verb ‚bedeuten‘ auf einen Vorgang oder eine Aktivität hinzuweisen scheint, wäre die Frage ‚Wie bedeutet der ‚material text‘?‘ demnach zu verstehen als Frage nach den prozeduralen Modalitäten und Voraussetzungen *von* – ja, von *was* eigentlich?

In Wittgensteins *Blue Book*²⁵ findet sich eine aufschlussreiche Notiz:

²¹ Eine Frage übrigens, die zu allerlei schriftmetaphysischen Spekulationen Anlass gegeben hat und deren Brisanz offenbar darin gründet, dass die Sichtbarkeit der Schrift als Schrift und deren Lesbarkeit als verbalsprachlicher Text – wie bei einem Vexierbild – untrennbar in eins geblendet sind und nur unter temporärer (möglicherweise unbewusst) theorie- und interessen geleiteter Ausblendung des je anderen Aspekts (d.h. im Zuge einer Aspektwahrnehmung) störungsfrei wahrnehmbar wird; vgl. weiterführend auch Annika Rockenberger, Per Röcken: Typographie als Paratext? Anmerkungen zu einer terminologischen Konfusion. In: *Poetica* 41, 2009, S. 293–330, hier S. 313f. und 326–330; mit der Rede von der ‚Aspektwahrnehmung‘ beziehen wir uns auf Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen* [1953]. In: Ders.: *Werk* Ausgabe. Bd. 1. Frankfurt a.M. 2006, S. 224–580, hier S. 518–553.

²² Roland Reuß: *Schicksal der Handschrift, Schicksal der Druckschrift. Notizen zur ‚Textgenese‘*. In: *Text. Kritische Beiträge* 5, 1999, S. 1–25, hier S. 16; vgl. auch die ähnliche Formulierung in Ders.: *Text, Entwurf, Werk*. In: *Text. Kritische Beiträge* 10, 2005, S. 1–12, hier S. 8. – Mit Verwendung des Ausdrucks ‚material text‘ ist, nebenbei bemerkt, nichts über den *konzeptionellen* Status der materiell-medialen Objekteigenschaften ausgesagt, also darüber, ob die fraglichen Phänomene möglicherweise als *Werkbestandteile* zu erachten sind.

²³ Vgl. zu dieser Unterscheidung auch Roland Burkholz: *Problemlösende Argumentketten. Ein Modell der Forschung*. Weilerswist 2008, S. 12.

²⁴ Hier sind einige Anwendungsbereiche für Wie-Fragen: Wie ist etwas beschaffen bzw. sollte etwas beschaffen sein? Wie läuft etwas ab bzw. sollte etwas ablaufen? Wie mache ich etwas? Wie entsteht etwas? Wie ist etwas möglich?

²⁵ Ludwig Wittgenstein: *Das Blaue Buch* [1933/34]. Frankfurt a.M. 1980, S. 15.

Die Frage[] [...] ‚Was ist Bedeutung?‘ [...] verursach[t] uns einen geistigen Krampf. [...] (Wir haben es mit einer der großen Quellen philosophischer Verwirrung zu tun: ein Substantiv lässt uns nach einem Ding suchen, das ihm entspricht.)

In der Tat spiegelt sich das Zwanghafte dieses Reflexes ebenso wie die angesprochene „Verwirrung“ in einer Vielzahl von Versuchen wider, ein „Ding“ zu finden, das dem Wort ‚Bedeutung‘ ‚entspricht‘; in ungeordneter Aufzählung zu nennen sind hier unter anderem²⁶ folgende *Entitäten*: Inhalt, Information, (propositionaler) Gehalt, Botschaft, Mitteilung, Gemeintes, Bezeichnetes, Idee, Gedanke, Vorstellung, Assoziation, Intention, Wahrheitswert, Referenz, Bezug, Sinn, Ex- und Intension, De- und Konnotation.

Auch eine weitere Beobachtung stiftet Unsicherheit: Es sieht einerseits so aus, als werde der mit dem Ausdruck ‚Bedeutung‘ bezeichnete Sachverhalt als immanente *Eigenschaft* sprachförmiger Gegenstände verschiedener Komplexitätsniveaus konzeptualisiert: Etwas ‚hat Bedeutung‘ – ein Wort, ein Satz, möglicherweise sogar ein Text.²⁷ Andererseits spricht eine Formulierung wie ‚dies-und-jenes bedeutet etwas‘ eher dafür, ‚Bedeutung‘ als asymmetrische (zwei- oder dreistellige) *Relation* zwischen einander zugeordneten Entitäten aufzufassen.²⁸

In der Literaturwissenschaft ist die Frage nach der Bedeutung überdies an verschiedene *Hermeneutik*-Konzepte gekoppelt – und damit an (zumindest teilweise)

²⁶ Vgl. das ebenso amüsante wie ernüchternde Aperçu bei William G. Lycan: *Logical Form in Natural Language*. Cambridge/MA 1984, S. 272: „MEANING =_{def} Whatever aspect of linguistic activity happens to interest me now.“

²⁷ Vgl. Axel Bühler: Die Funktion der Autorintention bei der Interpretation. In: *Geschichte der Hermeneutik und die Methodik der textinterpretierenden Disziplinen*. Hrsg. von Jörg Schönert und Friedrich Vollhardt. Berlin, New York 2005, S. 463–472, der sich (ebd., S. 464) zu Recht fragt, „was die einheitliche Bedeutung ist, die einem Text als Ganzem zugeschrieben werden kann, worin etwa die Bedeutung ganzer literarischer Werke bestehen kann. Genauer ist zu fragen: Kann sprachlichen Einheiten oberhalb der Satzebene Bedeutung im Sinne einer der geläufigen Bedeutungskonzeptionen zugesprochen werden“? – Vgl. weiterführend auch Ders.: *Interpretation und Bedeutung* [2011]. http://www.mythos-magazin.de/erklarendhermeneutik/ab_bedeutung.pdf (gesehen am 14. 12. 2011), sowie neuerdings Oliver Robert Scholz: *On the Very Idea of a Textual Meaning*. In: *Understanding Fiction. Knowledge and Meaning in Literature*. Hrsg. von Jürgen Daiber, Eva-Maria Konrad, Thomas Petraschka und Hans Rott. Münster 2012, S. 135–145.

²⁸ Vgl. auch die Typologie verschiedener sprachphilosophischer Bedeutungstheorien bei Oliver Robert Scholz: *Verstehen und Rationalität. Untersuchungen zu den Grundlagen von Hermeneutik und Sprachphilosophie*. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 2001, S. 258–278; Albert Newen, Markus A. Schrenk: *Einführung in die Sprachphilosophie*. Darmstadt 2008, S. 11f.; John Lyons: *Bedeutungstheorien*. In: *Semantik*. Hrsg. von Armin Stechow und Dieter Wunderlich. Berlin, New York 1991 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 6), S. 1–24, und Georg Meggle, Ego Sigward: *Der Streit um Bedeutungstheorien*. In: *Sprachphilosophie*. Hrsg. von Marcelo Dascal u.a. Bd. 2. Berlin, New York 1996 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 7,2), S. 964–989; erhellend zu Fokus und Struktur von Bedeutungstheorien ist überdies Jasper Liptow: *Regel und Interpretation. Eine Untersuchung zur sozialen Struktur sprachlicher Praxis*. Weilerswist 2004, S. 17–54. – Die in der obigen Aufzählung genannten Äquivalente von ‚Bedeutung‘ (wahlweise konzipiert als Entität, Eigenschaft oder Relation) lassen sich grob den folgenden Positionen zuordnen: (1) realistisch-internalistisch (mentalistisch-psychologistisch), (a) subjektiv, (b) objektiv; (2) realistisch-externalistisch. Der *Bedeutungsrealismus* scheint überdies kombinierbar zu sein mit Versionen des Repräsentationismus, des Behaviorismus, des Strukturalismus, des Konventionalismus, des Verifikationismus sowie (wenngleich immer nur partiell) des Instrumentalismus. Den theoretischen Gegenpol zum *Bedeutungsrealismus* bildet der *Bedeutungsnominalismus*.

normative Gegenstands- und Interpretationstheorien²⁹ sowie an je eigene Erkenntnisinteressen: Die Szene der ‚Semantisierung‘ wird hier gemeinhin im Rahmen eines *Kommunikationsmodells*³⁰ verortet. Die ‚semiotische Potentialität‘ ist hier wahlweise zu erklären und zu limitieren im Rückgriff auf eine produktionsseitige Sender-Instanz, eine rezeptionsseitige Empfänger-Instanz und/oder durch die – allenfalls durch Verfahren selektiver Kontextualisierung zu erweiternde – Situierung des Interpretationsgegenstands in den Stratifikationen und signifikatorischen Differenzen des Zeichensystems. Mit *genetisch-produktionsseitigem* Fokus wird entsprechend danach gefragt, was ein Zeichenurheber wahrscheinlich intendiert hat und kommunizieren wollte bzw. welche (kategorialen und kommunikativen) Absichten ihm begründet zuzuschreiben wären. Gefragt wird alternativ oder ergänzend nach den (kulturhistorischen) Voraussetzungen und Reglementierungen potentieller Zeichenmittelfaltung oder – *rezeptionsseitig* – danach, *was* und *wie* ein (tatsächlicher oder mit einiger Plausibilität rekonstruierter) historischer oder aktueller Leser aufgrund seines Wissens und seiner semiotischen Kompetenz wahrnehmen, erfahren oder verstehen könne.

Gerade in der literaturwissenschaftlichen Fachprosa ist das Spektrum der mit den Ausdrücken ‚Bedeutung‘ und ‚Semantik‘ verknüpften Konzepte kaum überschaubar. Die Verwirrung ist beträchtlich.³¹ Die Unschärfe der entsprechenden Terminologie hat sogar schon die Frage provoziert, ob es nicht klüger wäre, vollständig auf diese zu verzichten und sie durch eine differenziertere zu ersetzen. Auf diese Weise könne dann die Frage nach der ‚Bedeutung‘ in einem „Vokabular reformuliert werden, das die Chancen auf eine rationale Sicht der Dinge nicht zuletzt dadurch verbessert, dass Konflikte, die rein terminologischer Art sind, als solche durchschaubar werden“.³²

Wie aber wäre die Frage nach der ‚Bedeutung‘ sinnvoll zu *ersetzen*? Unserer Ansicht nach ist der aussichtsreichste Kandidat die Frage, *was* das Interpretieren von Zeichen und die kommunikative Instrumentalisierung von Zeichen *ermöglicht*. Man beachte, dass damit weniger die hermeneutische Frage ersetzt ist, *was ‚die (richtige) Bedeutung eines semiotischen Artefakts‘* ist, sondern vielmehr die allgemeine Frage nach der Bedeutung des Ausdrucks ‚Bedeutung‘. Mit einer weiteren Formulierung Wittgensteins ließe sich der Wechsel der Fragerichtung folgendermaßen verdeutli-

²⁹ Vgl. etwa Lutz Danneberg: Philosophische und methodische Hermeneutik. In: *Philosophia Naturalis* 32, 1995, S. 249–269, bes. S. 261 f., und Ders., Hans-Harald Müller: Wissenschaftstheorie, Hermeneutik, Literaturwissenschaft. Anmerkungen zu einem unterbliebenen und Beiträge zu einem künftigen Dialog über die Methodologie des Verstehens. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 58, 1984, S. 177–237, bes. S. 198 f. und 218 f., sowie Peter Tepe: Kognitive Hermeneutik. Textinterpretation ist als Erfahrungswissenschaft möglich. Würzburg 2007, S. 276–289. – Mit ‚Hermeneutik‘ ist hier und im Folgenden die Methodenlehre der Interpretation gemeint.

³⁰ Vgl. etwa Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez, Simone Winko: Der Bedeutungsbegriff in der Literaturwissenschaft. Eine historische und systematische Skizze. In: *Regeln der Bedeutung* 2003 (Anm. 2), S. 3–30.

³¹ Vgl. auch Donatus Thürnau: [Art.] Bedeutung. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Harald Fricke u. a. Bd. 1. Berlin, New York 1997, S. 204–207.

³² So Jeffrey Stout: Was ist die Bedeutung eines Textes? [1982]. In: *Moderne Interpretationstheorien*. Ein Reader. Hrsg. von Tom Kindt und Tilmann Köppe. Göttingen 2008, S. 230–247, hier S. 232; vgl. zum theoretischen Hintergrund auch Willard Van Orman Quine: *Word and Object*. Cambridge/Mass. 1960, S. 258–260.

chen: „willst du den Gebrauch des Wortes ‚Bedeutung‘ verstehen, so sieh nach, was man ‚Erklärung‘ der Bedeutung nennt.“³³

Im Rahmen einer instrumentalistischen Zeichenauffassung – wir orientieren uns an Überlegungen Rudi Kellers³⁴ – kommt dem Bedeutungsbegriff die Funktion zu, zu erklären, „was Kommunikation ermöglicht“ (S. 60), „wie es dem Sprecher möglich ist, dem Adressaten [zu] erkennen zu geben, was er meint“ (S. 61), und wie es dem Adressaten möglich ist, dies mit einiger Sicherheit zu erraten. Bedeutung ist so verstanden ein dem Rezipienten zur Verfügung gestellter „Interpretationsschlüssel“ (S. 131), „die Eigenschaft, vermöge derer das Zeichen interpretierbar ist“ (S. 109; vgl. S. 111), das, „was dem Interpretierenden als Basis seiner Schlüsse dient“ (S. 113). Auf Basis der Bedeutung erschließt der Rezipient – unter Berücksichtigung seines „Situations- bzw. Kontextwissens“ (S. 132) – den „Sinn“ und „Zweck“ des Zeichengebrauchs, die „Kommunikationsintention“ (S. 130).

Die Basis, dank derer Zeichen – hier verstanden als „Kommunikationsmittel“ (S. 123), als „Mittel der Beeinflussung“ und damit als „Spezialfälle von Werkzeugen“ (S. 72)³⁵ – interpretierbar werden, besteht nun namentlich in genau drei „systematischen Zusammenhängen“, denen „Grundverfahren der Interpretation“ korrespondieren (S. 114): Es kann sich um „kausale Zusammenhänge, Ähnlichkeiten und regelbasierte Zusammenhänge“ handeln, dank derer die Zeichenbenutzer „kausale, assoziative und/oder regelbasierte Schlüsse“ (S. 11 f.) ziehen können. Entsprechend dieser Unterscheidung lassen sich Zeichen anhand des zu ihrer Interpretation gewählten *Schlussverfahrens* typologisieren: Die von Charles S. Peirce vorgeschlagene Terminologie leicht modifizierend, lassen sich *Symptome*, *Ikone* und *Symbole* unterscheiden.

Symptome sind *indexikalische* Zeichen (vgl. S. 118–123), denen ein zeichentheoretischer Sonderstatus insofern zukommt, als sie *nicht* in kommunikativer Absicht hervorgebracht werden und prinzipiell alles, was der Fall ist, als Symptom (Anzeichen)

³³ Wittgenstein 2006 (Anm. 21), S. 449 (§ 560); vgl. weiterführend zur Interpretation dieser Stelle auch Tim Loppe: Bedeutungswissen und Wortgebrauch. Entwurf einer Semantik im Anschluss an Wittgenstein und Putnam. Tübingen 2010, S. 105–108.

³⁴ Vgl. Rudi Keller: Zeichentheorie. Zu einer Theorie des semiotischen Wissens. Tübingen 1995 (Zitate aus diesem Text sind im Folgenden direkt im Haupttext nachgewiesen); vgl. zu den Vorzügen einer Bezugnahme auf Keller auch Gerd Antos, Jürgen Spitzmüller: Was ‚bedeutet‘ Textdesign? Überlegungen zu einer Theorie typographischen Wissens. In: Textdesign und Textwirkung in der massenmedialen Kommunikation. Hrsg. von Kersten Sven Roth und Jürgen Spitzmüller. Konstanz 2007, S. 35–48. – Der Basistext zum inferentiellen Kommunikationsmodell stammt (sieht man von den grundlegenden Arbeiten von H.P. Grice ab) von Dan Sperber, Deirdre Wilson: Relevance. Communication and Cognition [1986]. Oxford 1995; vgl. zur literaturwissenschaftlichen Adaption nur Fotis Jannidis: Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Berlin, New York 2004, Kap. 2, und Ders.: Analytische Hermeneutik. In: Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur. Hrsg. von Uta Klein, Katja Mellmann und Stefanie Metzger. Paderborn 2006, S. 131–144.

³⁵ Mit der Bezugnahme auf ein *inferentielles* Modell ist – nebenbei bemerkt – eine Absage an verbreitete kommunikationstheoretische Paket- oder Rohrpostmetaphern verbunden; vgl. Keller 1995 (Anm. 34), S. 12: „Der in diesem Buch vorgetragenen Ansicht gemäß hat Kommunizieren nichts mit dem Vorgang des Einpackens, Wegschickens und Wieder-Auspackens zu tun. Kommunizieren ist vielmehr ein inferentieller Prozeß. Kommunizieren heißt versuchen, den Adressaten zu bestimmten Schlüssen zu bewegen. Demgemäß haben Zeichen nicht den Charakter von Versandkartons, sondern vielmehr den von Prämissen für interpretierendes Schließen.“

dessen interpretiert werden kann, was aus ihm *kausal* erschließbar ist. Indem wir einen Sachverhalt erklären, *machen wir* ihn zum Zeichen.³⁶

Ikone (vgl. S. 123–128) und *Symbole* (vgl. S. 128–132) sind demgegenüber *echte kommunikative Zeichen*,³⁷ mit denen kompetente Zeichenbenutzer eine Reihe kommunikativer Absichten realisieren, so etwa die *kategoriale Absicht*,³⁸ dem Rezipienten die generische Klassifikation eines Artefakts nahezulegen, die *Mitteilungsabsicht*, den Rezipienten zu einer inhaltlichen Schlussfolgerung zu bewegen, oder die *Wirkungsabsicht*, diesen zu einer bestimmten Handlung zu veranlassen. *Ikone* wirken als kontextsensitive Assoziationsimpulse und ‚triggern‘ assoziative Inferenzen. *Symbole* können dank der Regelung ihres Gebrauchs und des geteilten Wissens hierüber als Zeichen verwendet werden.

Dabei ist wichtig zu sehen: Zeichen sind von Menschen verursachte empirisch wahrnehmbare Phänomene (in aller Regel: materielle Artefakte und/oder deren Eigenschaften), die das Ergebnis kommunikativer Handlungen (genauer: von Kommunikationsversuchen) sind. Notwendige Bedingungen für das Vorliegen kommunikativer Handlungen sind (1) die Intention des Zeichenverursachers, potentiellen Rezipienten mittels der bedeutungsvollen Zeichenverwendung eine bestimmte Schlussfolgerung nahezulegen, (2) dessen Intention, mit der Wahl von – seiner aufrichtigen Überzeugung nach – zur Realisation von (1) rational angemessenen Mitteln³⁹ potentiellen

³⁶ Vgl. erhellend auch Eugenio Coseriu: Zeichen, Symbol, Wort. In: Zur Philosophie des Zeichens. Hrsg. von Tilman Borsche und Werner Stegmaier. Berlin, New York 1992, S. 3–27, hier S. 7f. – Wir wollen hier davon absehen, dass sich der Ausdruck ‚symptomatisch‘ in einer anderen Lesart auch auf kommunikative Zeichen anwenden lässt: So kann er namentlich im Rahmen einer im weiteren Sinne psychologischen Erklärung dazu dienen, Thesen über (latente) mentale Dispositionen aufzustellen, die bei der Hervorbringung eines Artefakts zwar kausal wirksam, bewusster Wahrnehmung und intentionaler Kontrolle durch den Produzenten aber nicht zugänglich oder unterworfen waren. – Der bedenkenswerte Vorschlag, im Rahmen der Keller’schen Zeichentheorie neben den Symptomen einen weiteren nicht-kommunikativen Zeichentyp zu unterscheiden – namentlich Indizien, bei denen riskante Schlüsse „vorzugsweise“ aufgrund der „Regelmäßigkeit von Kontiguitätsbeziehungen“ gezogen werden –, findet sich bei Gerd Antos: Semiotik der Text-Performanz. In: Oberfläche und Performanz 2009 (Anm. 17), S. 407–427, bes. S. 420–424, Zitate S. 408f.; vgl. auch die Hinweise bei Keller 1995 (Anm. 34), S. 121f. – In der Tat scheint es fraglich, ob etwa die Erklärung eines wahrnehmbaren Phänomens aus nicht-kommunikativem, mehr oder minder regelmäßigem menschlichen Handeln sinnvoll als kausale (symptomische) Schlussfolgerung zu qualifizieren wäre. Angenommen z.B. ein Autor verwendet für seine Entwürfe in der Regel Papier in Quartformat, für Reinschriften demgegenüber Folioformat. Welche Art von Schlussfolgerung würden wir hinsichtlich der textgenetischen Klassifikation eines Schriftstücks ziehen, wären wir mit einem Quartblatt konfrontiert? – Oder: Welche Art von semiotischer Inferenz läuft ab, wenn wir, ausgehend von der Druckschrift eines historischen Druckes, auf dessen epochale Verortung schließen?

³⁷ Coseriu 1992 (Anm. 36), S. 8, spricht von „Zeichen im eigentlichen Sinne oder Zeichen schlechthin“.

³⁸ Die Rede von ‚kategorialen Absichten‘ übernehmen wir von Jerrold Levinson: Intention and Interpretation in Literature. In: Ders.: The Pleasures of Aesthetics. Philosophical Essays. Ithaca, London 1996, S. 175–213, hier S. 188: „An author’s intention to *mean* something by a text T (a semantic intention) is one thing, whereas an author’s intention that T be *classified* or *taken* in some specific or general way (a categorial intention) is quite another. Categorial intentions involve the maker’s framing and positioning of his product vis-à-vis his projected audience; they involve the maker’s conception of what he has produced and what it is for, on a rather basic level; they govern not what a work is to mean but how it is to be fundamentally conceived or approached.“

³⁹ Dem liegt die Annahme handlungswirksamer (praktischer) Rationalität (im Sinne etwa des Grice’schen Kooperationsprinzips und entsprechender Konversationsmaximen) zugrunde.

Rezipienten die prinzipielle Möglichkeit (a) des Erkennens und (b) des korrekten Realisierens (Verstehens) von (1) zu eröffnen sowie (3) dessen Intention, potentiellen Rezipienten (2) offen erkennen zu geben. – Wer (1) aufrichtig will, muss (2) aufrichtig wollen; wer (2) aufrichtig will, muss (3) aufrichtig wollen.⁴⁰

Das produktionsseitige Vorliegen kommunikativer Intentionen *allein* ist demnach eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für das Vorliegen eines Kommunikationsversuchs (bzw. der materiellen Manifestation desselben). Vielmehr müssen sich die fraglichen Intentionen überdies auf für (historische) Rezeptionsinstanzen erkennbare (offene) Weise manifestieren. Konnte die Produktionsinstanz nicht die Überzeugung bzw. die begründete Erwartung haben, durch die Wahl rational angemessener Mittel potentiellen (aufgrund geteilten semiotischen Wissens *kompetenten*) Rezipienten *Gründe* für das Erkennen ihrer kommunikativen Intentionen zu geben, ist es unverständlich, weshalb man sagen sollte, sie habe überhaupt die fraglichen Intentionen gehabt.⁴¹

Natürlich kann man sich als Rezipient dafür entscheiden, eine wahrnehmbare materielle Objekteigenschaft zu behandeln, als handle es sich um ein kommunikatives Zeichen; aber diese Entscheidung ändert nichts am tatsächlichen (nicht-kommunikativen) Status des fraglichen Phänomens. Ein Streit über die Frage, ob es sich bei einer wahrnehmbaren materiellen Objekteigenschaft um ein Zeichen handelt oder nicht, kann sinnvoll – soll hier nicht subjektive Evidenz gegen subjektive Evidenz stehen – lediglich im Hinblick auf die (wahrscheinlichen) Absichten und Handlungen der *Produktionsinstanz* entschieden werden. In Zweifelsfällen wäre also zu zeigen, dass die nächstliegende, beste (idealerweise einzige) Erklärung für das Vorliegen einer bestimmten Objekteigenschaft das kommunikative Handeln der Produktionsinstanz ist. Mit anderen Worten: Die (explikative) Definition von ‚Zeichen‘ sollte u.E. eine intentionalistische sein. Die Alternative dazu wäre eine Art ‚subjektive Wirkungsdefinition‘, der zufolge etwas als ‚Zeichen‘ zu bezeichnen wäre, sofern es rezeptionseitig auf irgendjemanden als Zeichen ‚wirkt‘. Nach diesem Vorschlag aber könnte die Frage, *ob* etwas ein Zeichen ist, gar nicht mehr *sinnvoll* gestellt werden. Wer behauptet, etwas sei ein Zeichen, läge damit gleichsam *per definitionem* richtig.

Diese erläuternden Hinweise scheinen angebracht, da es in der neueren Forschung eine gewisse Tendenz gibt, *alle* Zeichen nach dem Modell der *Symptome* zu konzeptualisieren, d.h. die – mit *Ausnahme* der Symptome – *produktionsseitig* zu verbuchende relationale Eigenschaft eines Sachverhalts, *Zeichen zu sein*, von der Einschätzung *allein des Rezipienten* abhängig zu machen.⁴² Problematisch ist dies weniger

⁴⁰ Vgl. erhellend hierzu Georg Meggle: Grundbegriffe der Kommunikation [1981]. 2. Aufl. Berlin, New York 1997, S. 7–16, 190–193, 198–262 und passim, sowie Ders.: Kommunikatives Verstehen. Die Grundzüge. In: Kommunikation – ein Schlüsselbegriff der Humanwissenschaften? Hrsg. von Helmut Richter und H. Walter Schmitz. Münster 2003, S. 341–352.

⁴¹ In *hermeneutischer* Perspektive lassen sich hier eine Reihe äußerst diffiziler Fragen anschließen, auf die wir an dieser Stelle nicht eingehen können; vgl. aber Carlos Spoerhase: Hypothesetischer Intentionalismus. Rekonstruktion und Kritik. In: Journal of Literary Theory 1, 2007, S. 81–110.

⁴² Wie bereits angedeutet, ist es u.E. kontra-intuitiv, definitorisch inadäquat und epistemologisch fragwürdig, die schiere *Zuschreibung* von Zeichenhaftigkeit (das Etwas-als-Zeichen-Wahrnehmen) durch einen Rezipienten zur notwendigen und/oder hinreichenden Bedingung für die Feststellung zu erklären, etwas

hinsichtlich der *Symbole* (deren Zeichenhaftigkeit mit zunehmender Konventionalität eine quasi-immanente, garantierte Eigenschaft des jeweiligen Gegenstands wird),⁴³ sondern vor allem hinsichtlich der *Ikone*. Während es für Symptome wesentlich ist, vom Rezipienten zum Zeichen gemacht zu werden, und bei Symbolen allenfalls strittig sein kann, ob jeweils eine den Gebrauch regelnde, durch historische Rekonstruktion nachweisbare *Konvention* vorliegt, stellen Ikone bei der Interpretation eines ‚material text‘ den größten Unsicherheitsfaktor dar.

Wie kann plausibel gemacht werden, dass eine Produktionsinstanz irgendwie auffällige (kon- oder kotextuell exponierte) Elemente, die die Vermutung nahelegen, dass es sich bei ihnen um ein Zeichen handeln könnte, und die rezeptionsseitig als „semiotische Trigger“⁴⁴ für assoziative Inferenzen fungieren, *tatsächlich* zur Realisation kommunikativer Intentionen verwendet haben könnte? Konnte der Verursacher des potentiellen Zeichens mit einiger Zuversicht erwarten, dass zumindest einige Rezipienten ausgehend vom Wahrnehmbaren – und allein dank ihrer „allgemeinmenschliche[n] Assoziationsgabe“⁴⁵ – irgendwie seine kommunikativen Absichten, den von ihm verfolgten Zweck erkennen, das von ihm Gemeinte verstehen würden?⁴⁶

‚sei ein Zeichen‘ und ‚habe Bedeutung‘. Gerade in diesem wichtigen Punkt sind Kellers Ausführungen seltsam unentschieden (vgl. Keller 1995, Anm. 34, S. 12, 15, 72, 108–111, 119, 124f.), weshalb z.B. Jürgen Spitzmüller: *Typographie*. In: Christa Dürscheid: *Einführung in die Schriftlinguistik*. 3. Aufl. Göttingen 2006, S. 207–238, hier S. 233f., mit ausdrücklicher Bezugnahme auf Keller behaupten kann, typographische Elemente seien Zeichen „nur dann, wenn ein Zeichenrezipient sie in bestimmten Situationen als [...] Zeichen *interpretiert*“ bzw. sie „von bestimmten Rezipienten als zeichenhaft wahrgenommen werden“; vgl. ähnlich Spitzmüller 2009 (Anm. 17), S. 464 und 466–470, und Wehde 2000 (Anm. 19), S. 55–57, 65–67, 90 u. ö.

⁴³ Anders gefasst: Das Vorliegen konventioneller Zeichen ist zwar weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung dafür, eine kommunikative Intention anzunehmen, bei Symbolen gibt es aber – je ausgeprägter die Konventionalität ihres Gebrauchs, desto stärker – eine Präsumtion zugunsten der Annahme des Vorliegens eines Kommunikationsversuchs. Aus Sicht des Rezipienten liegt der Schluss nahe, dass es sich bei dem wahrnehmbaren Phänomen mit größter Wahrscheinlichkeit um ein Zeichen handelt. – Präsumtionen fungieren in Entscheidungssituationen als handlungsanleitende, heuristische Unterstellungen (Vermutungen), bei Gegebensein eines Sachverhalts das Vorliegen eines anderen Sachverhalts so lange anzunehmen, bis man gute Gründe hat, diese Annahme fallen zu lassen; vgl. grundlegend Edna Ullmann-Margalit: *On Presumption*. In: *The Journal of Philosophy* 80, 1983, S. 143–163, sowie speziell zur hermeneutischen Anwendung Oliver Robert Scholz: *Die Idee einer allgemeinen Hermeneutik – Vergangenheit und Zukunft*. In: *Les herméneutiques au seuil du XXI^e siècle. Évolution et débat actuel*. Hrsg. von Ada Neschke-Hentschke. Paris 2004, S. 141–169, bes. S. 156–165; Carlos Spoerhase: *Autorschaft und Interpretation. Methodische Grundlagen einer philologischen Hermeneutik*. Berlin, New York 2007, S. 387–438, sowie neuerdings Thomas Petraschka: *Locating Literary Meaning. A Formal Framework for a Philological Principle of Charity*. In: *Understanding Fiction* 2012 (Anm. 27), S. 146–165. – Allgemein sind Präsumtionen zugunsten der Annahme eines kommunikativen Handelns (nicht nur bei Symbolen) weder empirie-resistent noch kontext-abstrakt, sondern in ihrer Stärke offenbar – in Abhängigkeit etwa von bestimmten epochalen, generischen, poetologischen, autor- oder verlagsspezifischen Gegebenheiten – kontext-sensitiv: So hat die Erwartung, eine typographische oder buchgestalterische Eigenheit sei als kommunikatives Zeichen intendiert, bei Werken des Fin de Siècle ein sehr viel breiteres empirisches Fundament (und damit – in Verbindung mit entsprechenden Konsistenzpräsumtionen – eine höhere Wahrscheinlichkeit) als bei Werken etwa des 17. Jahrhunderts.

⁴⁴ Jannidis 2004 (Anm. 34), S. 140.

⁴⁵ Keller 1995 (Anm. 34), S. 125.

⁴⁶ Vgl. zum Folgenden Böttjes Blanke: *Vom Bild zum Sinn. Das ikonische Zeichen zwischen Semiotik und analytischer Philosophie*. Wiesbaden 2003, S. 96–103 und Kap. 3, bes. S. 177–186.

Hilfreich scheint hier die (graduelle) Unterscheidung zwischen *intrinsisch stark relevanten* Ikonen, die unabhängig von ihrem jeweiligen Kontext aufgrund hoher *spezifischer Ähnlichkeit* mit *einem* bestimmten Objekttyp – ihrer ikonischen Relevanz – gleichsam automatisch ikonisch kategorisiert werden, und *intrinsisch schwach relevanten* Ikonen, die eine Kategorisierungsschwelle (als Zeichen und als Ikone) lediglich unter Berücksichtigung kontextueller Faktoren überschreiten, letztlich also auf dem Wege *extrinsischer* Kategorisierung, genauer: über eine („bottom-up“) vom potentiellen Zeichen oder eine („top-down“) vom Kontext ausgehende tentative Inferenzprozedur.

Um die Annahme des Vorliegens einer kommunikativen Intention zu plausibilisieren, ist demnach erforderlich zu zeigen, dass die Produktionsinstanz vernünftigerweise davon ausgehen konnte, dass der intendierte ikonische Typ einer (zeitgenössischen) Rezeptionsinstanz entweder aufgrund starker intrinsischer ikonischer Relevanz des Signals oder durch kontextuelle Einbettung (jeweils mit möglichst geringem Verarbeitungsaufwand) *zugänglich* sein würde.

2.3 Reformulierung der Fragestellung

Die im Titel gestellte Frage wäre nach dieser zeichentheoretischen Perspektivierung näherungsweise so zu reformulieren: Wie läuft die Semiose bei materiellen para- und nonverbalen Merkmalen *produktionsseitig* oder *rezeptionsseitig* konkret ab? Etwas ausführlicher: Wie gelingt es *produktionsseitig* einer die materiell-medialen Eigenschaften eines Buches oder Textes konstitutiv verursachenden und diese als Zeichen verwendenden Produktionsinstanz, einem Rezipienten bestimmte Schlussfolgerungen (einschließlich derjenigen, etwas als Zeichen wahrzunehmen) nahezulegen? Und (*rezeptionsseitig*): Wie gelingt es einem Empfänger auf Basis „systematischer Zusammenhänge“, (a) Zeichen *korrekt* als Zeichen zu erfassen und (b) aufgrund dieser Zeichen bestimmte (plausible) Schlüsse zu ziehen?

Eine Antwort auf diese zunächst rein *deskriptiven* Fragen wird nicht – auf der Ebene einer introspektiven oder empirischen Phänomenologie – bei einer methodisch kontrollierten kognitionspsychologischen⁴⁷ Beschreibung und Analyse faktischer rezeptionsseitiger Verstehensvorgänge (etwa anhand entsprechender Wahrnehmungsprotokolle und diskursiver Inferenz-Rekonstruktionen) stehen bleiben: Sofern wir⁴⁸ als Textwissenschaftler nicht einfach nach Belieben unsere persönlichen, mehr oder weniger freien (möglicherweise gar zufälligen oder anachronistischen) Assoziationen und subjektiven Evidenzen zum Besten geben,⁴⁹ sondern Interpretationsthesen in der

⁴⁷ Aus einer kognitionswissenschaftlichen Perspektive wird die Wie-bedeutet-Frage z.B. von Thomas C. Daddesio: *On Minds and Symbols. The Relevance of Cognitive Science for Semiotics*. Berlin, New York 1995, S. 104–109, gestellt.

⁴⁸ Vgl. zu unserem Gebrauch von ‚wir‘ an dieser Stelle nur Robert Nozick: *The Examined Life: Philosophical Meditations*. New York 1989, S. 100: „When I use ‚we‘ in this way, I am inviting you to examine whether or not you agree. If you do, then I am elaborating and exploring our common view, but if after some reflecting on the matter you find you do not agree, then I am traveling alone for a while.“

⁴⁹ Um es – in normativer Stoßrichtung – ganz deutlich zu sagen: Wir teilen *nicht* die Einschätzung, dass die subjektive Evidenz des Interpretieren allein „das adäquate Kriterium“ ist, „dem sich die philologische

Regel⁵⁰ mit einem Adäquatheits-, Richtigkeits- oder Allgemeingültigkeitsanspruch verbinden *und* uns durch irgendeine argumentative Absicherung um die intersubjektive Plausibilisierung entsprechender Aussagen bemühen, ist hier eine Reihe *normativer* Aspekte zu berücksichtigen.⁵¹

Dies betrifft vor allem die *Erkenntnisziele* des Interpretieren und die bei deren Realisation anzuwendenden Methoden und epistemologischen Standards. Gemeinhin sind wir bestrebt, von uns vorgebrachte Interpretationshypothesen als ‚richtig‘ (oder doch ‚richtiger‘), als ‚begründet‘, ‚korrekt‘ usw. auszuweisen. Wir tun dies, indem wir zusätzliche normative Beurteilungskriterien ins Spiel bringen. Vereinfachend ließe sich sagen: Während im ‚context of discovery‘ auch die wildesten, kreativsten Interpretationsideen ihre Berechtigung haben, werden diese im ‚context of justification‘ auf ihre Vereinbarkeit mit einem Set normativer Prämissen (nach deren Maßgabe auch die Auswahl und Staffellung zusätzlicher Kontexte erfolgt) geprüft.

Deutlich wird dies bereits auf Ebene der *Wahrnehmung* und *Identifikation* kommunikativer Zeichen: Nicht alles, was interpretierbar ist, ist auch kommuniziert.⁵² Soll die Entscheidung darüber, was jeweils als Zeichen aufgefasst und wie es jeweils interpretiert werden soll, nicht in das Belieben des einzelnen Interpretieren gestellt werden, sondern diese Annahme auf *epistemisch gerechtfertigte Weise* gebildet werden, wird zu plausibilisieren sein, dass eine historische Produktionsinstanz mit den gewählten Mitteln etwas gemeint hat (oder doch haben könnte) bzw. mit Gründen, also mit Blick auf eine als geteilt unterstellte *semiotische Kompetenz* oder *semiotisches*

Erkenntnis zu unterwerfen hat“; so bekanntlich Peter Szondi: Über philologische Erkenntnis. In: Ders.: Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis. Frankfurt a.M. 1970, S. 9–34, hier S. 27: „In der Evidenz wird die Sprache der Tatsachen [...] als subjektiv bedingte und in der Erkenntnis subjektiv vermittelte vernommen, also allererst in ihrer wahren Objektivität.“ Vgl. ähnlich bereits Emil Staiger: Die Kunst der Interpretation [1951]. In: Ders.: Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte. München 1982, S. 7–28, hier S. 16: „Die Interpretation ist evident. Auf solcher Evidenz beruht die Wahrheit unserer Wissenschaft.“ – Argumente gegen eine solche Auffassung von ‚Wissenschaft‘ finden sich bei Lutz Danneberg, Hans-Harald Müller: Probleme der Textinterpretation. Analytische Rekonstruktion und Versuch einer konzeptionellen Lösung. In: Kodikas/Code 3, 1981, S. 133–168, hier S. 141–144.

⁵⁰ Diese Einschränkung ist erforderlich, weil *einige* Typen literarischer ‚Interpretation‘ ausdrücklich keinen *erklärenden* Charakter haben (sondern z.B. auf die Maximierung ästhetischer Wertschätzung abzielen) und mithin ohne entsprechende epistemologische Verpflichtungen (Wahrheitsbezug, Geltungsanspruch, Rechtfertigungsobligation) auskommen. Vgl. hierzu etwa Peter Lamarque, Stein Haugom Olsen: The Philosophy of Literature: Pleasure Restored. In: The Blackwell Guide to Aesthetics. Hrsg. von Peter Kivy. Oxford 2004, S. 195–214, oder das Plädoyer für „interessante Lektüren“ bei François Rastier: Hermeneutik und Linguistik. Die Überwindung des Mißverständnisses. In: Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute. Hrsg. von Ulrike Haß und Christoph König. Göttingen 2003, S. 137–146.

⁵¹ Vgl. Spoerhase 2007 (Anm. 43), S. 3f., vgl. auch die Hinweise zum hermeneutischen Reduktionismus der sog. *Cognitive Poetics* bei Tilmann Köppe, Simone Winko: Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung. Stuttgart 2008, S. 307–309.

⁵² So auch Keller 1995 (Anm. 34), S. 15. – Hier besteht übrigens eine aufschlussreiche Analogie zwischen der Frage, unter welchen Bedingungen wir zur Annahme berechtigt sind, bei einem in unserer Umwelt wahrnehmbaren Sachverhalt handle es sich um ein kommunikatives Zeichen, und dem intertextualitätstheoretischen Problem des Auffindens und der Plausibilisierung einer Anspielung; empfehlenswert hierzu ist William Irwin: What Is an Allusion? In: The Journal of Aesthetics and Art Criticism 59, 2001, S. 287–297.

Wissen,⁵³ für wahrscheinlich halten konnte, dass eine historische Rezeptionsinstanz diese als kommunikatives Zeichen verstehen würde.

Jemand, der wahrnehmbare Sachverhalte zum Gegenstand semiotischer Inferenzen macht, ohne gute Gründe für die Annahme zu haben, sie könnten *produktionsseitig als Zeichen intendiert* (bzw. für eine historische Rezeptionsinstanz als solche verständlich) gewesen sein, und die fraglichen Phänomene dessen ungeachtet mit Ausdrücken wie ‚semantisch relevant‘, ‚bedeutungsvoll‘, ‚kommunikativ‘ oder ‚Zeichen‘ belegt, gebraucht derlei Termini offenbar nicht entsprechend der von uns präferierten Sprachregelung. Es ist indes wichtig zu sehen, dass mit diesen definitatorischen nicht auch zwangsläufig normative hermeneutische (also: Ziele und Methodologie von Interpretationshandlungen betreffende) Festlegungen – zugunsten etwa einer intentionalistischen Position⁵⁴ – verbunden sind. So ist durchaus möglich, der hier vorgeschlagenen Verwendung besagter Ausdrücke zu folgen und *zugleich* der eigenen interpretativen Praxis eine ausdrücklich anachronistisch-subjektive Hermeneutik-Konzeption zugrunde zu legen. Zwar erfordert die Feststellung, *dass* etwas ein Zeichen ist, die Bezugnahme auf ‚categorical intentions‘ des Zeichenurhebers, aber das heißt nicht, dass der Interpret sich auch für dessen kommunikative (‚semantische‘) Absichten interessieren müsste.

Allerdings zeichnet sich die gegenwärtige, auf materiell-mediale Objekteigenschaften bzw. den ‚material text‘ bezogene Interpretationspraxis eher durch einen diffusen, unreflektierten Sprachgebrauch und das Verschleiern der jeweils in Anschlag gebrachten Hermeneutik-Konzeption aus.

In diesem Zusammenhang noch eine kleine Ergänzung: Betrachtet man die im Titel genannte Frage abermals etwas genauer, so wirkt irritierend, dass ‚Text‘ – versteht man ‚bedeuten‘ als Verb, das eine mehr oder weniger bewusst vollzogene Aktivität bezeichnet – als *handelndes* Subjekt konzipiert scheint. In einer bestimmten Lesart besitzt die Aussage, ein ‚material text‘ ‚bedeute auf irgendeine Weise irgendetwas‘, irreführende Implikationen. Möglicherweise liegt hier eine Spielart des *mereologischen Fehlschlusses* (und jedenfalls ein *Kategorienfehler* im Sinne Gilbert Ryles) vor;⁵⁵ namentlich dergestalt, dass einem *Objekt* menschlicher Handlungen selbst Handlungsfähigkeit zugeschrieben und aus der Personifikation eines unbelebten Gegenstands die Lizenz abgeleitet wird, die *tatsächlich* handelnden Akteure auszublenden.

⁵³ Vgl. hierzu auch Keller 1995 (Anm. 34), S. 12f.

⁵⁴ Allerdings spricht einiges dafür, dass wir stark disponiert sind, bei der kognitiven Verarbeitung menschlicher Artefakte intentionalistische Zuschreibungen vorzunehmen; anders gesagt: Unsere Wahrnehmung entsprechender Gegenstände als semiotisch signifikant scheint auf fundamentale Weise an die Annahme von Intentionalität gekoppelt zu sein; vgl. nur Raymond W. Gibbs: *Intentions in the Experience of Meaning*. Cambridge 1999.

⁵⁵ Vgl. zum Hintergrund nur Hans Lenk: *Mereologisch, homunkulisch oder pseudo-objektivierend? Über einige neurophilosophische Fehlschlüsse und Kategorienfehler*. In: *Conceptus* 37/91, 2008, S. 83–108, sowie grundlegend Maxwell R. Bennett, Peter M.S. Hacker: *Philosophical Foundations of Neuroscience*. Oxford 2003, Kap. 3. Die Rede von ‚Kategorienfehlern‘ (‚category mistakes‘) wird eingeführt in Gilbert Ryle: *The Concept of Mind*. Chicago 1949, Kap. 1.3. – Wir wollen hier offen lassen, ob die oben beschriebene Redeweise Texte betreffend als *sinntlos* oder *falsch* zu qualifizieren ist.

Im Rahmen von Interpretationsaussagen folgt dies der Logik einer Vermeidungsstrategie: Immer dann, wenn man nicht klar und deutlich sagen möchte: „*der Autor* meinte“, „*ein kompetenter zeitgenössischer Leser* hätte verstanden“, „*mir* fällt das auf“ oder „*ich* verstehe das so“, so sagt man: „*der Text* bedeutet, zeigt, will sagen, löst aus, meint, legt nahe“ usw. Auf diese Weise vermeidet man, *präzise* anzugeben, was für eine Art Aussage man *worüber genau eigentlich* machen möchte und hält den *hermeneutischen* Status der Aussage mehr oder weniger kunstvoll in der Schwebel. Vor allem vermeidet man, sich darauf festzulegen, ob man mit einer Interpretation den Anspruch erhebt, die kommunikativen Absichten einer Produktionsinstanz zu treffen.

Halten wir demgegenüber fest: Der ‚material text‘ kann nicht kommunikativ *handeln*, er weist vielmehr *aufgrund menschlicher Verursachung und Verwendung* immanente und relationale Eigenschaften auf, dank derer er als Auslöser kausaler, assoziativer oder regelbasierter Schlüsse fungieren kann. *Die einzigen, die hier aktiv sind, sind menschliche Akteure*,⁵⁶ die ihre Kommunikationsziele verfolgen, indem sie mit Zeichen aufgrund systematischer Zusammenhänge *Schlüsse* nahelegen oder ziehen. Qua Zeichen werden die materiell-medialen Objekteigenschaften hierbei als Prämissen interpretativer Schlussprozesse genutzt.

„Wie ‚bedeutet‘ ein ‚material text‘?“ ist nach dem Gesagten eine in dreifacher Hinsicht elliptische Frage, da (a) die handelnden Akteure ausgeblendet werden, (b) die grundlegenden Mechanismen der Semiose als Voraussetzungen kommunikativer Praxis nicht deutlich genug exponiert und differenziert werden und (c) unklar bleibt, welches Erkenntnisinteresse mit dem Bedeutungsbegriff jeweils *kaschiert* wird bzw. ob die Szene der ‚Semantisierung‘ produktions- oder rezeptionsseitig verortet wird.

Die modifizierten Versionen der Wie-Frage wären durch Analyse konkreter interpretativer Praxis zu substantialisieren, in denen die materiell-medialen Objekteigenschaften für sich oder – als ‚material text‘ – in Zusammenschau mit dem verbalsprachlichen Zeichensystem zum Gegenstand semiotischer Inferenzen werden und nach Maßgabe einer (vermutlich nicht näher explizierten) Hermeneutik-Konzeption zur Formulierung entsprechender Interpretationshypothesen Anlass geben.⁵⁷ Ehe wir

⁵⁶ Während der Diskussion zu unserem Wuppertaler Vortrag wurde dieser Auffassung von einigen Zuhörern vehement widersprochen. Seitdem grübeln wir: Können ernsthaft Zweifel daran bestehen, dass es sich hier entsprechend den Regeln der deutschen Sprache und nach einschlägigen Wahrheitsbedingungen um eine triviale, unstrittige Tatsachen-Aussage handelt? Selbst wenn man die Rede vom ‚handelnden‘ Text nicht als ‚Ontologisierung‘ oder ‚Naturalisierung‘ versteht, sondern als nützliche epistemologische Vereinfachung, bleiben die von uns genannten Probleme virulent. – Dessen ungeachtet sei auf programmatische Versuche hingewiesen, materielle Artefakte (oder allgemein unbelebte Entitäten) als ‚Aktanten‘, ‚soziale Akteure‘ oder ‚Handlungssubjekte‘ zu konzeptualisieren und damit einen agentialen Subjekt-Objekt-Dualismus zu unterlaufen; vgl. etwa Markus Hilgert: Text-Anthropologie. Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie. In: Altorientalistik im 21. Jahrhundert. Selbstverständnis, Herausforderungen, Ziele. Hrsg. von dems. Berlin 2010, S. 87–126, sowie weiterführend Tim Dant: Materiality and Society. New York 2005, S. 60–83, und Andreas Reckwitz: Kulturtheorien der Materialität. Das Subjekt als Korrelat von medialen Apparaturen und Artefakt-Netzwerken. In: Ders.: Subjekt. Bielefeld 2008, S. 106–119.

⁵⁷ Aus einer *epistemologischen*, auf die Prozessualität einzelner *Verstehensstufen* abhebenden Perspektive wird das Verhältnis von Semiotik und Hermeneutik bestimmt bei Oliver Robert Scholz: Semiotik und Hermeneutik. In: Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kul-

dies kurz am Beispiel veranschaulichen, möchten wir rasch in Erinnerung rufen, wie vielgestaltig die mit dem Ausdruck ‚Materialität‘ summarisch bezeichneten materiell-medialen Objekteigenschaften sind.

3. Die Ordnung der Materialität

Nach unserem – auf Explikation des Ausdrucksgebrauchs der Editionsphilologie beruhenden⁵⁸ – Verständnis zählen zur Extension des Ausdrucks ‚Materialität‘ alle chemischen und/oder im weitesten Sinne physikalischen Eigenschaften des Dokuments und der Schrift, einschließlich graphisch-visueller Eigenschaften der Schriftzeichen. Diese Eigenschaften sind entweder unmittelbar sinnlich wahrnehmbar (autoptisch, haptisch-taktil oder olfaktorisch) und messtechnisch erfassbar oder nur instrumentell – mikroskopisch oder durch naturwissenschaftliche Analyseverfahren – wahrnehmbar.

Klassifizieren lassen sich die materiellen Eigenschaften (a) anhand des ‚medialen Rahmens‘ bzw. der Kommunikationsform (wie etwa Brief, Flugblatt, Zeitschrift, Buch); (b) anhand des Dokumenttyps (vor allem: Handschrift, Typoskript, Druck) sowie (c) anhand ihrer Relation zum verbalsprachlichen Zeichensystem; zu unterscheiden wären hier *non-* und *paraverbale* Merkmale. (Letztgenannte Unterscheidung lässt sich auch so reformulieren: Bei nonverbalen Merkmalen haben wir es mit den Zeichen *der* Materialität zu tun, bei den paraverbalen hingegen mit der *Materialität* der Zeichen *als* Zeichen.)

Wir verzichten an dieser Stelle darauf, einen systematischen Überblick über die Vielgestaltigkeit der von verschiedenen Produktionsinstanzen verursachten materiellen Aspekte von Dokument und Schrift zu geben:⁵⁹ Buchausstattung, Papiermerkmale (wie Stärke, Farbe, Format, Faltung oder Heftung), gewählter Schreibstoff und Schriftgestaltung gestatten – als Symptome – nicht nur Rückschlüsse auf Herstellung und Bearbeitung, sondern können – nun aufgrund regelgeleiteter Inferenzen – eine bestimmte Klassifikation des jeweiligen Gegenstands rechtfertigen.

Soviel ist klar: Eine *vollständige* Erfassung der Materialität trüge eine gewaltige Datenmenge zusammen, die Gegenstand interpretatorischer Erwägungen werden könnte. Allerdings sind offenbar nicht alle materiell-medialen Objekteigenschaften

tur. Hrsg. von Roland Posner, Klaus Robering und Thomas A. Sebeok. Bd. 3. Berlin, New York 2003 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 13,3), S. 2511–2561.

⁵⁸ Vgl. Röcken 2008 (Anm. 5), S. 27–38. – Ergänzend sei indes angemerkt, dass ‚Materialität‘ (*materiality*) im Kontext der poststrukturalistisch und/oder medienphilosophisch informierten Kulturwissenschaften als (mehrdeutiges) programmatisches Schlagwort verwendet und entsprechend weiter gefasst wird; vgl. ebd., S. 28–33, sowie neuerdings etwa Bill Brown: *Materiality*. In: *Critical Terms for Media Studies*. Hrsg. von W.J.T. Mitchell und Mark B.N. Hansen. Chicago 2010, S. 49–63; Christine Mitchell: *Materiality. Tracking a Term, Tackling a Turn*. In: *Kritische Perspektiven. „Turns“, Trends und Theorien*. Hrsg. von Michael Gubo, Martin Kypt und Florian Öchsner. Münster 2011, S. 281–300, oder das Programm der Tagung *Materialitäten. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften* (Mainz, 2011) unter <http://www.materialitaeten.socum.uni-mainz.de/> (gesehen am 22. Juni 2012).

⁵⁹ Vgl. für eine detaillierte Übersicht Röcken 2008 (Anm. 5), S. 43–45, und Annika Rockenberger: *Produktion und Drucküberlieferung der editio princeps von Sebastian Brants Narrenschiff* (Basel 1494). Eine medienhistorisch-druckanalytische Untersuchung. Frankfurt a.M. 2011, S. 72–74.

gleichermaßen der ‚Semantizität‘ verdächtig. Vor allem die typographische Gestaltung⁶⁰ von Drucktexten, zuweilen auch Elemente der Buchgestaltung⁶¹ und bestimmte Auffälligkeiten privater wie offizieller Briefe⁶² – also autoptisch wahrnehmbare visuelle Merkmale – haben hier hermeneutische Begehrlichkeiten geweckt; wohl nicht zuletzt deshalb, weil der Adressaten- oder Publikumsbezug und die Einbettung in eine – wenngleich zerdehnte – Kommunikationssituation hier eher einen regen Zeichengebrauch erwarten lässt.⁶³

4. Hermeneutische Praxis – zwei Beispiele

Um unsere bedeutungs- und zeichentheoretischen Überlegungen zur Semiotik der Materialität (bzw. des ‚material text‘) wenigstens andeutungsweise zu substantialisieren,⁶⁴ betrachten wir im Folgenden zwei einschlägige Beispiele für die literaturwissenschaftliche Deutung von *Typographie*.⁶⁵ Dabei lassen wir allerdings zwei Aspekte

⁶⁰ Natürlich ist – so ein richtiger Hinweis Patrick Sahles in Wuppertal – die Typographie (genau wie die Buchgestaltung) eher eine „Funktion der Materialität (im engeren Sinne)“, aber im Diskurs der neugermanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft wird – vgl. abermals Röcken 2008 (Anm. 5), S. 34–38 – die graphisch-visuelle Gestaltung (obschon auf kategorial anderer Ebene liegend) gemeinhin mit in die Extension des Ausdrucks ‚Materialität‘ aufgenommen.

⁶¹ Vgl. nur Bodo Plachta: Mehr als Buchgestaltung – editorische Anmerkungen zu Ausstattungselementen des Buches. In: editio 21, 2007, S. 133–150, und die Beiträge in: Buchgestaltung. Ein interdisziplinäres Forum. Hrsg. von Cornel Dora. Wiesbaden 2009.

⁶² Vgl. etwa Jörg Döring: New Philology / Textkritik (Neuere deutsche Literatur). In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Hrsg. von Claudia Benthien und Hans Rudolf Velten. Reinbek 2002, S. 196–215, bes. S. 207–214; Klaas-Hinrich Ehlers: Raumverhalten auf dem Papier. Der Untergang eines komplexen Zeichensystems dargestellt an Briefstellern des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 32, 2004, S. 1–31; den Katalogband: Der Brief – Ereignis und Objekt. Hrsg. von Anne Bohnenkamp und Waltraut Wiethölter. Frankfurt a.M. 2008 sowie neuerdings Wolfgang Lukas: Epitologische Codes der Materialität. Zum Problem para- und nonverbaler Zeichenhaftigkeit im Privatbrief. In: Materialität in der Editionswissenschaft 2010 (Anm. 5), S. 45–62, bes. S. 48–53; James Daybell: Material Meanings and the Social Signs of Manuscript Letters in Early Modern England. In: Literature Compass 6.3, 2010, S. 647–667, und Ders.: The Material Letter in Early Modern England. Manuscript Letters and the Culture and Practices of Letter-Writing, 1512–1635. New York 2012.

⁶³ Selten sind demgegenüber auf materiell-mediale Objekteigenschaften *privater Entwurfshandschriften* bezogene Interpretationen; s. aber: Bilder der Handschrift. Die graphische Dimension der Literatur. Hrsg. von Davide Giuriato und Stephan Kammer. Frankfurt a.M. 2006.

⁶⁴ Etwas ausführlicher und mit argumentationsanalytischem Fokus – allerdings ohne dezidierte Berücksichtigung der semiotischen Ebene – diskutieren wir an anderer Stelle Deutungen der typographischen Gestaltung der ‚editio princeps‘ von Sebastian Brants *Narrenschiff* (1494); vgl. Rockenberger/Röcken 2011 (Anm. 5), S. 289–314.

⁶⁵ Dies scheint nicht zuletzt mit Blick auf das zunehmende literaturwissenschaftliche Interesse gerade an diesem Aspekt des ‚material text‘ gerechtfertigt. Um nur einige Publikationen neueren Datums zu nennen: Edward A. Levenston: *The Stuff of Literature. Physical Aspects of Texts and Their Relation to Literary Meaning*. New York 1992, bes. S. 91–128; Rudolf Nink: *Literatur und Typographie. Wort-Bild-Synthesen in der englischen Prosa des 16.–20. Jahrhunderts*. Wiesbaden 1993; Jerome J. McGann: *Black Riders. The Visible Language of Modernism*. Princeton 1993; Johanna Drucker: *The Visible Word. Experimental Typography and Modern Art, 1909–1923*. Chicago 1994; *Illuminating Letters. Typography and Literary Interpretation*. Hrsg. von Paul C. Gutjahr und Megan L. Benton. Boston 2001; Rüdiger Nutt-Kofoth: Text lesen – Text sehen. Edition und Typographie. In: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 78, 2004, S. 3–19; Remigius Bunia: Die Stimme der Typographie. Überlegungen zu den Begriffen ‚Erzähler‘ und ‚Paratext‘, angestoßen durch die Lebens-Ansichten des Katers Murr von E.T.A. Hoffmann. In: *Poetica* 37, 2005, S. 273–392; Rüdiger

außer Acht, die in der Forschung zuweilen mit Ausdrücken wie ‚Bedeutung‘ oder ‚Semantik‘ belegt werden: (1) berücksichtigen wir nicht den für empirische Lesepsychologie, Rezeptionsforschung oder Kognitionswissenschaften einschlägigen Aspekt der ‚Wirkung‘ bzw. des ‚Einflusses‘ der typographischen Gestaltung auf den individuellen Lesevorgang und die konkrete Textwahrnehmung; also jene kontingenten, unwillkürlichen und/oder unbewussten „perzeptiv-physiologische[n] Wahrnehmungseffekte oder apperzeptiv-psychologische[n] Erlebniseffekte“ (einschließlich „emotional-affektive[r] Wertungen“), die für jede Produktionsinstanz schwer bis gar nicht kalkulierbar sind und sich vor allem „nur schwer als Zeichenprozesse nach traditionellem Verständnis beschreiben“ lassen.⁶⁶ Zu denken wäre hier etwa an Aussagen wie ‚*Es ist etwas ganz anderes, den Text im Erstdruck, mit dieser und jener typographischen Gestaltung, als ihn in einer aktuellen Taschenbuch-Ausgabe zu lesen*‘. Abgesehen davon, dass es sich trivialerweise um zwei verschiedene ‚material texts‘ handelt, bleibt hier völlig unbestimmt, *was genau für wen* ‚anders ist‘ und *warum*. (2) vernachlässigen wir, dass typographische Gestaltungselemente – übereinstimmend mit Intentionen einer Produktionsinstanz – eine Reihe (hinsichtlich des verbalsprachlichen

Nutt-Kofoth: The Book in the Poetological Concept of Stefan George. Some Remarks on the Physical and Iconic Side of the Published Text – with an Editorial Conclusion. In: Variants 4, 2005, S. 111–131; Thomas Rahn: Typographisches Decorum. Ordnung und Éclat in der Typographie der höfischen Figuredichtung und Festbeschreibung. In: Cognition and the Book. Typologies of Formal Organisation of Knowledge in the Printed Book of the Early Modern Period. Hrsg. von Karl A.E. Enenkel und Wolfgang Neuber. Leiden 2005, S. 409–432; Thomas Rahn: Druckschrift und Charakter. Die Semantik der Schrift im typographischen Fachdiskurs und in der Textinszenierung der Schriftproben. In: Text. Kritische Beiträge 11, 2006, S. 1–31; Rainer Falk: Literatur aus dem Winkelhaken. Zur literatur- und editionswissenschaftlichen Relevanz der Typographie. In: ebd., S. 33–53; Roland Reuß: Spielräume des Zufälligen. Zum Verhältnis von Edition und Typographie. In: ebd., S. 55–100; Stephan Kurz: Jean Paul: Fibel und Stefan George. Anmerkungen zu Typographie und Edition. In: ebd., S. 101–124; Martin Endres: Vor dem Gesetz(ten). Überlegungen zu zwei Drucken von Kafkas „Vor dem Gesetz“. In: ebd., S. 125–141; Johnny Kondrup: Ekspressiv typografi hos Søren Kierkegaard? In: Litterat på eventyr. Hrsg. von Erik Damberg, Harry Haue und Jørgen Dines Johansen. Odense 2006, S. 39–57; Stephan Kurz: Der Teppich der Schrift. Typographie bei Stefan George. Frankfurt a.M. 2007; Nikola von Merfeldt: Vom Geist im Buchstaben. Georg Rörers reformatorische Typographie der Heiligen Schrift. In: Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Frieder von Ammon und Herfried Vögel. Münster 2008, S. 187–223; Julia Genz: Flüchtig oder dauerhaft? Materialität und Medialität der Schrift am Beispiel von E.T.A. Hoffmanns Lebens-Ansichten des Katers Murr. In: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 54, 2009, S. 29–40; Nina Nørgaard: The Semiotics of Typography in Literary Texts. A Multimodal Approach. In: Orbis Litterarum 64, 2009, S. 141–160; Annika Rockenberger, Per Röcken: Vom Offensichtlichen. Über Typographie und Edition am Beispiel barocker Drucküberlieferung (Grimmelshausens Simplicissimus). In: editio 23, 2009, S. 21–45; Von Lettern und Lücken. Zur Ordnung der Schrift im Bleisatz. Hrsg. von Mareike Giertler und Rea Köppel. München 2012; Bernhard Metz: Die Lesbarkeit der Bücher. Typographische Studien zur Literatur. München 2012 sowie den Beitrag von Thomas Rahn in diesem Band, S. 149–171. – Weitere Versuche, die Rede von der ‚Semantizität‘ der Typographie anhand von Beispielen zu konkretisieren, sind von zwei projektierten Publikationen zu erwarten: Typographie und Literatur. Hrsg. von Rainer Falk und Thomas Rahn. Frankfurt a.M. (Text. Kritische Beiträge, Sonderband I; angekündigt für 2014), und Fontes Litterarum. Typographische Gestaltung und literarischer Ausdruck. Hrsg. von Markus F. Polzer und Philipp S. Vanscheidt. Hildesheim 2014; vgl. einstweilen den Tagungsbericht von Gerrit Brüning in editio 23, 2009, S. 209–212, sowie die Projektpräsentation auf <http://fonteslitterarum.wordpress.com> (gesehen am 14.12.2011).

⁶⁶ Wehde 2000 (Ann. 19), S. 92.

Textes) *metakommunikativer Funktionen* erfüllen können:⁶⁷ Sie dienen unter anderem dazu, (a) einen Text optimal rezipierbar zu machen, (b) diesen ‚ästhetisch ansprechend‘ zu präsentieren oder ihn (c) soziokulturell oder weltanschaulich zu verorten; sie werden überdies (d) zum Kenntlichmachen der Gattungs- bzw. Textsortenzugehörigkeit, (e) zur visuellen Homogenisierung einzelner Werke zu einem Œuvre oder deren Heterogenisierung zu ‚Werkteilen‘ (etwa in Ausgaben ‚Gesammelter‘ oder ‚Sämtlicher Werke‘ eines Autors), (f) zum Strukturieren/Gliedern des Textes, (g) zum ‚Markieren‘ bzw. Auszeichnen innerhalb des Textes oder (h) zur Aufmerksamkeitslenkung, zur Wahrnehmungs- und Verarbeitungssteuerung verwendet. Diesen Gebrauch typographischer Mittel zu *verstehen* bedeutet, ihren produktionsseitigen *Zweck* korrekt zu erfassen, wozu teils komplexe semiotische Inferenzen erforderlich sein können. Auch können die unter (1) beschriebenen Effekte von den verwendeten Mitteln zur Realisation der unter (2) erwähnten Funktionen ihren Ausgang nehmen.

Für unsere Beispiel-Rekonstruktionen sind vor allem zwei Fragen leitend: (1) Welche Art von Schlussfolgerungen zieht der Interpret anhand welcher Aspekte des ‚material text‘; welche Interpretationsverfahren wendet er an? (2) Welche Hermeneutik-Konzeption liegt seinen Ausführungen implizit zugrunde; welche im weiteren Sinne epistemischen Ziele verfolgt er, werden Adäquatheitskriterien für die Beurteilung der Interpretation angedeutet?

Erstes Beispiel: Interpretationsgegenstand ist ein 1902 im medialen Rahmen von Rainer Maria Rilkes *Buch der Bilder* publizierter ‚material text‘ des Gedichts *Menschen bei Nacht*, der so aussieht:

⁶⁷ Vgl. auch Hartmut Stöckl: *Typographie: Gewand und Körper des Textes – Linguistische Überlegungen zu typographischer Gestaltung*. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 41, 2004, S. 5–48, hier S. 39–42.

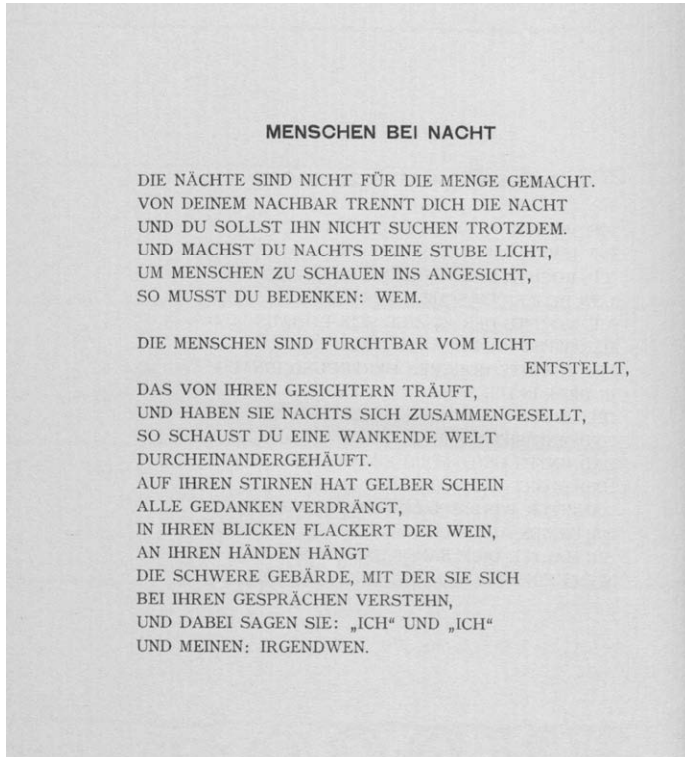


Abb. 1: Rainer Maria Rilke: Das Buch der Bilder. Berlin 1902, unpaginiert (Staatsbibliothek Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Signatur: 44 MA 11004, Blatt 26 verso).

Unter anderem fällt daran folgende typographische Eigenheit auf: Der verbalsprachliche Text ist in Antiqua-Versalien gesetzt und auf der Mitte der Seite platziert, Seitenzahlen gibt es keine. Sofern diese Art der Texteinrichtung auf signifikante Weise vom zeitgenössisch Üblichen abweicht, wird sie zum Signal *potentieller* Zeichenhaftigkeit und zum ‚trigger‘ semiotischer Inferenzen.

Von besagten Eigenschaften ausgehend, zieht der Interpret⁶⁸ – wenn wir ihn denn richtig verstanden haben – folgende Schlüsse: (1) Mit den typographischen Merkmalen werden aufgrund spezifischer Ähnlichkeiten Inschriften auf Steinplatten *assoziiert*. (2) Sodann greift der Interpret auf ein geteiltes semiotisches Wissen über einen regelbasierten Zusammenhang darüber zurück, dass mit der – als ‚Dispositiv‘ bezeichneten – materiellen Realisierung in Form einer in Stein gehauenen Versalien-Inschrift *konventionell* eine bestimmte Klassifikation eines verbalsprachlichen Textes

⁶⁸ Vgl. zum Folgenden Thomas Rahn: Werkschriften. Gestalten des Textes in der Edition. In: Ästhetische Erfahrung und Edition. Hrsg. von Rainer Falk und Gert Mattenklott. Tübingen 2007 (Beihefte zu editio. 27), S. 233–258, hier S. 236f.

bzw. eine Art Anweisung für dessen Bewertung verbunden ist. Namentlich wird für diesen so etwas wie eine zeitenthobene Gültigkeit oder Dignität (Monumentalität) reklamiert, die eine dem angemessene Rezeptionspraxis erfordere. (3) Hiervon ausgehend wird der Analogieschluss gezogen, dass aus der Ähnlichkeit zweier ‚material texts‘ hinsichtlich signifikanter materieller Eigenschaften auch eine Ähnlichkeit der *verbalsprachlichen Texte* hinsichtlich ihrer Klassifikation und Behandlung zu folgern sei.

Obwohl der Interpret eine briefliche Äußerung Rilkes zitiert, die verdeutlicht, dass die infrage stehenden typographischen Eigenschaften auf Anweisung Rilkes umgesetzt wurden und also *zumindest* dessen *Gestaltungsabsichten* entsprechen, findet sich kein Hinweis darauf, dass die Interpretationsaussage – die typographische Gestaltung ‚monumentalisierere‘ den verbalsprachlichen Text – den Anspruch erhebt, eine Aussage über kommunikative Absichten der Produktionsinstanz zu sein. Weder im Entdeckungs- noch im Begründungszusammenhang kommt den Absichtsbekundungen des Autors eine *privilegierte* Stellung zu.

Rilke fungiert vielmehr als *ein* möglicher Stichwortgeber unter vielen. Seine Äußerungen scheinen allenfalls *heuristisch* von Interesse zu sein, sofern sie *eine mögliche* Interpretation der fraglichen Spezifika des ‚material text‘ nahelegen. Bemerkenswert ist, dass der Hinweis auf Rilkes Einflussnahme der Annahme, die Typographie werde *absichtsvoll* als kommunikatives Zeichen verwendet, durchaus eine gewisse Anfangs-plausibilität verleihen könnte; diese Möglichkeit scheint für den Interpreten allerdings nicht von Belang zu sein. Ob wahrscheinlich zu machen ist, dass etwas *produktionsseitig* als Zeichen hervorgebracht wurde, spielt hier weniger eine Rolle als die *Möglichkeit*, etwas *rezeptionsseitig* als ‚Zeichen‘ aufzufassen.

Eine weitere typographische Eigenschaft, die die Aufmerksamkeit des Interpreten auf sich zieht, besteht in Folgendem: Das in einer Grotesk-Majuskel gesetzte Wort „Nacht“ der Überschrift besitzt gegenüber der Realisation des Gedichtstextes einen höheren Schwarzwert. Darüber hinaus ist besonders das Wort „Licht“ in der siebten Zeile aufgrund des formatbedingten Zeilenumbruchs ‚freigestellt‘ und deshalb von einer größeren unbedruckten Weißfläche umgeben.

Nichts deutet darauf hin, dass diese Aspekte des ‚material text‘ mit einer kommunikativen Absicht einer Produktionsinstanz in Zusammenhang stehen. Dessen ungeachtet werden sie zum Ausgangspunkt semiotischer Inferenzen: (1) Vorausgesetzt ist die Kenntnis der mit den verbalsprachlichen Zeichen *konventionell* denotierten Sachverhalte und ihrer typischen Eigenschaften; hier: dass die Nacht dunkel und das Licht hell ist. (2) Aufgrund spezifischer Ähnlichkeiten werden die visuellen typographischen Eigenschaften der Wörter mit den Eigenschaften der mit den Wörtern denotierten Sachverhalte *assoziiert*.⁶⁹ (3) Die hieraus abgeleitete Deutung läuft darauf hinaus, besagte materielle Eigenschaften als Visualisierung der mit dem verbalsprachlichen

⁶⁹ Anders – mit Rahn 2006 (Anm. 65), S. 20 – ausgedrückt: Die typographische Gestaltung fungiert nach Einschätzung des Interpreten als „Interpretament des Gegenstandes, den das Wort bezeichnet“. Der (vermeintlich) relevante ikonische Typ wird sozusagen ‚top-down‘ zugänglich gemacht, scil. ausgehend vom verbalsprachlichen Kontext; vgl. auch Blanke 2003 (Anm. 46), S. 183.

Text bezeichneten Sachverhalte wahrzunehmen, wobei die Interrelation zwischen ‚material text‘ und verbalem Text als affirmative konzipiert wird.

Nach dem gleichen Muster läuft auch die Interpretation einer weiteren typographischen Eigenschaft ab: Namentlich werde „das Satzproblem, daß die siebte Zeile wegen ihrer Überlänge umbrochen werden muß, poetisch fruchtbar gemacht“:

Es entsteht eine visuelle Metapher, die das Sprachbild der vom Licht entstellten Menschen unterstützt, indem die Zeile – durch Umbruch vor dem Wort „ENTSTELLT“ – selbst entstellt, das letzte Wort verstellt wird.⁷⁰

Es ist nicht ganz einfach, die der rekonstruierten Interpretationspraxis zugrunde liegende Hermeneutik-Konzeption zu profilieren. Zunächst scheint klar, dass *historische Stimmigkeit* kein Maßstab für die Beurteilung der vom Interpreten vorgeschlagenen Deutung eines Zeichens ist. Das hier einschlägige Kriterium scheint vielmehr deren Originalität zu sein. Möglicherweise erweist sich der Interpret hier als Vertreter einer moderaten Maximierungsstrategie⁷¹ hinsichtlich ‚semantischer‘ und ästhetischer Qualitäten des ‚material text‘.

Die ‚Semantik‘ des Zeichens wird allein *rezeptionsseitig* bestimmt durch die Schlussfolgerungen des Interpreten. Selbst bei der *Identifikation* möglicher Zeichen werden produktionsseitige Instanzen weitestgehend ausgeblendet: Als ‚Zeichen‘ gilt hier unabhängig von einer nachweisbaren oder wahrscheinlich zu machenden *kommunikativen Intention* alles, was der Interpret auf halbwegs plausible Weise als Zeichen wahrzunehmen im Stande ist, wobei als Korrektiv allerdings die mögliche *Funktionalisierung* entsprechender Inferenzen im Rahmen einer Interpretation des *verbalsprachlichen* Texts fungiert. Es ist wichtig zu sehen, dass die ‚Semantisierung‘ typographischer Eigenschaften zwar *praktisch* durch assoziative (ikonische) Inferenzen des Interpreten erfolgt, dies aber nicht ausdrücklich gesagt wird. Stattdessen wird – durch eine suggestive Rhetorik der Evidenz – der Eindruck erweckt, als handle es sich bei den (in Ermangelung eines auf Konventionalität beruhenden ‚Codes‘) *introspektiv* plausibilisierten *Zuschreibungen* des Interpreten um immanente Eigenschaften des Gegenstandes. Eine solche immanente Interpretation erzeugt dessen ungeachtet den Eindruck von Intersubjektivität dadurch, dass sie an Gegenstandseigenschaften ansetzt, „die auch dem Leser der Analyse zugänglich sind, so dass er die Plausibilität der postulierten Bedeutungsrelation selbst introspektiv nachvollziehen kann.“⁷²

⁷⁰ Rahn 2007 (Anm. 68), S. 236.

⁷¹ Vgl. auch Stephen Davies: Author’s Intentions, Literary Interpretation, and Literary Value. In: *British Journal of Aesthetics* 46, 2006, S. 223–247, hier S. 242: „The value-maximizing theory supposes that the interpretation of literary works differs in its goals and strategies from the mode of interpretation applied to ordinary communications, because the focus for literature is on what the work could mean rather than on what was meant by it. [...] The value-maximizing theory suggests that we regard artworks more as autonomous bearers of meaning than as personal, one-sided conversations. Accordingly, it emphasizes the role of linguistic and artistic conventions and practices in generating the work’s possible meanings, as against the authorial intentions that may have motivated their use. In other words, it focuses on what the work could mean, given the socio-historical context in which it is produced, not on the author’s intended meaning.“

⁷² Blanke 2003 (Anm. 46), S. 134.

Zweites Beispiel: Ausgehend von der Annahme, „die Form eines Textes“ wolle „einschließlich ihrer typographischen Gestalt selbst nach ihrer spezifischen Bedeutung befragt werden“, ⁷³ wird die – ohne jede Beteiligung Goethes zustande gekommene – Typographie des Erstdrucks von *Das Römische Carneval* (1789) – näherhin die im deutschen Sprachraum zu dieser Zeit *ungewöhnliche* Verwendung der von François Ambroise Didot entworfenen klassizistischen Antiquaschrift – zum Gegenstand der Interpretation. Zunächst wird gemutmaßt, „für den zeitgenössischen Leser“ müsse „der Anblick“ des Erstdrucks „aufsehenerregend [...] gewesen sein“ (S. 44) oder sei zumindest als „ungewöhnlich“ und ‚irritierend‘ empfunden worden, da – und nun folgt eine empirische Aussage – die Wahl der Schrift einen „Bruch mit der Konvention“ bedeutet habe, die Antiqua „theologischer und wissenschaftlicher sowie selbstredend fremdsprachiger Literatur“ vorzubehalten (S. 45).

Vor dem Hintergrund einer voraussetzungsreichen „historisch-politischen Lesart“ (S. 50) des verbalsprachlichen Textes – namentlich der Annahme einer „Analogie zwischen Römischen Carneval und Französischer Revolution“ (S. 49) – wird sodann die auffällige, potentiell zeichenhafte Schriftwahl folgendermaßen semiotisiert: Abgesehen davon, dass die aus Frankreich importierten Drucktypen (1) einen *kausalen* Bezug zu ihrem national-geographischen Ursprung herzustellen gestatten, wird (2) die *Symbolifizierung* einer semiotischen Inferenz ⁷⁴ angedeutet: „Aus der Didot-Antiqua wurde [...] die Mehrzahl der Publikationen des revolutionären Frankreichs gesetzt, so daß man sie schließlich als die Schriftform der Französischen Revolution ansah“ (S. 50). Anders ausgedrückt: Aus einer Regelmäßigkeit der Verwendung bildet sich sukzessive eine Verwendungsregel, aus situativem Kontextwissen bildet sich sukzessive ein geteiltes (prinzipiell verfügbares) semiotisches Wissen der Kommunikationsteilnehmer. (3) Für den zeitgenössischen Leser habe die Schriftwahl – unabhängig davon, ob eine Produktionsinstanz sie vernünftigerweise als Zeichen würde verwendet haben können – die auf den verbalsprachlichen Text bezogene Deutungshypothese, derzufolge der Carneval als „eine Vorausschau auf die Ereignisse der Revolution“ konzipiert sei, (durchaus im epistemologischen Sinne eines rechtfertigenden Grundes) „beglaubigen“ (ebd.) können. Dem läge dann eine assoziative Inferenz zugrunde – ein Analogieschluss von der Ähnlichkeit in einem Merkmal (Schriftwahl) auf die Ähnlichkeit in einem weiteren (Inhalt, Tendenz des Textes).

Eine Kritik an dieser Deutung könnte unter anderem die in (2) unterstellte Konventionalität der Schriftverwendung bestreiten oder zu zeigen versuchen, dass andere (konkurrierende) Konventionen der Verwendung klassizistischer Antiqua-Schriften im vorliegenden Fall einschlägiger seien. Sodann könnte die intrinsische wie extrinsische Relevanz der potentiellen ikonischen Inferenz in (3) als zu schwach charakterisiert werden. In einer (vom Interpretieren freilich nicht verfolgten) *produktionsseitigen*

⁷³ Falk 2006 (Anm. 65), S. 38 (Nachweis der Zitate fortan im Fließtext). – Noch einmal: Die „Form eines Textes“ kann nichts ‚wollen‘, da sie als Eigenschaft eines unbelebten Gegenstands nicht über mental-dispositionelle (hier: voluntative) Zustände verfügt. Es ist für Falks Ausführungen charakteristisch, sich der von uns beanstandeten (vgl. oben, S. 39f.) Rhetorik der Naturalisierung zu bedienen; vgl. etwa ebd., S. 36: „Der Text selbst generiert [...]“.

⁷⁴ Vgl. instruktiv Keller 1995 (Anm. 34), S. 165–171.

Perspektive wäre zu fragen, ob die vorgeschlagene *Erklärung* der Schriftwahl tatsächlich die *beste*, nächstliegende ist; so wäre durchaus denkbar, dass weniger kommunikative Absichten als vielmehr ökonomische, politische oder ästhetische Interessen des Verlegers den Ausschlag für die Wahl der Didot-Schrift gegeben haben.⁷⁵

Aufgrund programmatischer Hinweise ist es möglich, die der Interpretationspraxis zugrunde liegende Hermeneutik-Konzeption als eine *rezeptions-* bzw. *wirkungsästhetische* zu bestimmen.⁷⁶ So wird mit Hinweis auf „neuere[] Texttheorien“ (gemeint ist Roland Barthes’ 1973 erschienener Essay *Le plaisir du texte*) und die – den Fokus „vom Autor auf den produzierenden Leser“ verschiebende – „rezeptionsästhetische Wende der Literatur- und Kunstwissenschaften“ für „eher marginal“ erklärt, welche *Produktionsinstanz* für die typographische Gestaltung verantwortlich sei. Stattdessen wird die Auffassung vertreten, der „Text selbst generier[e] die Geschichte seiner Rezeption“ und bewirke die ästhetische ‚Lust am Text‘, die „produktive[] Erfahrung seines Inhalts und seiner Form“, die auf „Rückgriffe und Bezugnahmen auf die Kategorie des Autors in keiner Weise angewiesen“ sei.⁷⁷ Da der Interpret nun aber durchaus um die Rekonstruktion faktischer Rezeptionspraxis historischer Leser und die Vermeidung anachronistischer Zuschreibungen bemüht ist, entspricht seine hermeneutische Position tatsächlich eher einer *rezeptionshistorischen*.⁷⁸

5. Ausblick: Einige methodologische Überlegungen

Wahrnehmung und inferentielle Interpretation von Zeichen sind offenbar ein riskantes, voraussetzungsreiches Geschäft, das sich permanent von den Vorwürfen des Subjektivismus, der Beliebigkeit und des Anachronismus bedroht sieht. Die oft geringe Spezifik der als Zeichen wahrgenommenen materiell-medialen Objekteigenschaften trägt in Verbindung mit der oft schwach ausgeprägten Konventionalität ihres Gebrauchs als Zeichen kaum dazu bei, die bestehende Unsicherheit zu verringern. Schon die diskursive Rekonstruktion der inferentiellen Zeichenmittel-Entfaltung durch den Interpreten bereitet einige Schwierigkeiten.

Bei Betrachtung weiterer Beispiele zeigt sich: Der *Geltungsanspruch* von Interpretationsaussagen wird auch dadurch weiter eingeschränkt, dass diese – und sei’s implizit – in bestimmte Hermeneutik-Konzeptionen eingebettet sind: Es gibt hier offenbar mehrere *grundsätzlich legitime Sprachspiele mit je eigenen Spielregeln*,⁷⁹ die sich im Wesentlichen nach ihrer produktions- oder rezeptionsseitigen Schwerpunktsetzung und dem jeweils erhobenen Anspruch historischer Stimmigkeit weiter klassifizieren ließen. Interpretationsaussagen können sich überdies auf ganz verschiedene *Erkennt-*

⁷⁵ Vgl. nur Christina Killius: Die Antiqua-Fraktur Debatte um 1800 und ihre historische Herleitung. Wiesbaden 1999, S. 252–266.

⁷⁶ Vgl. zur Kritik der ‚sinn-subjektivistischen‘ Hermeneutik-Konzeption der Rezeptionsästhetik nur Tepe 2007 (Anm. 29), S. 397–419.

⁷⁷ Falk 2006 (Anm. 65), S. 35f.

⁷⁸ Vgl. hierzu die kritischen Hinweise bei Spoerhase 2007 (Anm. 41), S. 100.

⁷⁹ Vgl. grundlegend Göran Hermerén: Interpretation: Types and Criteria. In: Grazer philosophische Studien 19, 1983, S. 131–161, sowie zur weiteren Orientierung Tom Kindt, Tilmann Köppe: Moderne Interpretationstheorien. Eine Einleitung. In: Moderne Interpretationstheorien 2008 (Anm. 32), S. 7–26.

nisgegenstände beziehen, also Antworten auf ganz verschiedene Fragen darstellen – ein Umstand, der aufgrund der notorischen Etikettierung *aller* Antworten mit dem Bedeutungsbegriff leicht übersehen wird.

Gerade aber die Frage nach den je einschlägigen Standards der *Beurteilung* von Interpretationsaussagen scheint nicht unabhängig von normativen Grundsatzentscheidungen beantwortbar zu sein. So ist klar, dass eine Hypothese darüber, was der historische Autor tatsächlich oder vermutlich kommunizieren wollte, unter anderen Bedingungen als *epistemisch gerechtfertigt* gilt, als eine Aussage darüber, was ein kompetenter zeitgenössischer Modell-Rezipient verstanden haben kann, bzw. darüber, was ein gegenwärtiger Leser *ohne* jede Berücksichtigung der Produktionsumstände jeweils ‚versteht‘. Entsprechend unterscheiden sich auch die Strategien, mit denen jeweils die Plausibilität von Interpretationsaussagen erhöht werden soll – vorausgesetzt es geht überhaupt um *Interpretation* und nicht um die rhetorische Inszenierung sinnlich-ästhetischer Erfahrung oder die Maximierung der ‚Semantizität‘ mittels irgendwie origineller Assoziationen.

Eine Frage, deren Beantwortung nicht mehr Gegenstand dieses Aufsatzes sein kann, ist diese: Gibt es – neben ansatzrelativen Standards – wenigstens minimale Kriterien für die *grundsätzliche* Evaluation⁸⁰ von (die Materialität oder den ‚material text‘ betreffenden) Interpretationsaussagen? Gewissermaßen als abschließender (normativer) Denkanstoß seien folgende Gütekriterien⁸¹ vorgeschlagen:

(1) *Formale Kriterien* – Sprachliche Gestaltung: (a) Vermeidung der Personifizierung des Gegenstands; (b) Klarheit und Deutlichkeit der Sprache, rhetorische Sparsamkeit, vor allem: Vermeidung elliptischer, metaphorischer und allzu pauschaler Formulierungen; (c) Verwendung etablierter (semiotischer) Terminologie oder Explikation zentraler Ausdrücke.

(2) *Inhaltliche Kriterien* – (a) Widerspruchsfreiheit und Kohärenz der Aussagen; (b) Transparenz der Argumentation, hier: Ziele, Erkenntnisinteressen und (heuristisch wirksame) Präferenzen klar und deutlich benennen, bedeutungs- und interpretations-theoretische Voraussetzungen offenlegen; (c) klare Unterscheidung zwischen ‚begründungsbedürftigen Aussagen und solchen, die eine Begründungsfunktion übernehmen‘;⁸² sowie (nicht-zirkuläre) argumentative Abstützung der letzteren; (d) Einfachheit: vorzuziehen ist die nächstliegende Deutungshypothese, die am zwanglosesten mit unserem Hintergrundwissen vereinbar ist und zudem in geringerem Maße weitere Zusatzannahmen erfordert; (e) spezifische Fundiertheit im empirisch Gegebenen.

⁸⁰ Vgl. hierzu aus der Perspektive ‚praktischer Rationalität‘ auch Christoph Dennerlein, Tilmann Köppe, Jan C. Werner: Interpretation: Struktur und Evaluation in handlungstheoretischer Perspektive. In: *Journal of Literary Theory* 2, 2008, S. 1–18, bes. S. 8–11 und 15f.

⁸¹ Vgl. auch Dagfinn Føllesdal, Lars Walløe, Jon Elster: *Rationale Argumentation. Ein Grundkurs in Argumentations- und Wissenschaftstheorie*. Berlin, New York 1988, S. 62–66 und 107–115, sowie Tilmann Köppe: Konturen einer analytischen Literaturtheorie. In: *Derrida und danach? Literaturtheoretische Diskurse der Gegenwart*. Hrsg. von Gregor Thuswaldner. Wiesbaden 2008, S. 67–83, bes. S. 70–79.

⁸² Kindt/Köppe 2008 (Anm. 79), S. 15.

nen;⁸³ (f) objekttheoretische Kontext-Sensitivität⁸⁴ sowie (g) historische Stimmigkeit.⁸⁵

Uns ist bewusst, dass wir mit vorstehenden Ausführungen allenfalls erste Ansätze zum besseren Verständnis und zur Beantwortung der im Titel aufgeworfenen Frage vorlegen konnten; über eine grobe – aus pragmatischen Gründen zuweilen sogar bewusst simplifizierende – Skizze sind wir dabei kaum hinausgekommen. Allerdings teilen wir die tröstliche Einschätzung Georg Meggles: „Eine grobe Karte ist uns für eine erste Orientierung in einem bislang nahezu unzugänglichen Gebiet nützlicher als eine Karte, in der jedes noch so winzige Detail verzeichnet ist.“⁸⁶

⁸³ Vgl. weiterführend Tilmann Köppe, Simone Winko: Zum Vergleich literaturwissenschaftlicher Interpretationen. In: Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren. Hrsg. von Andreas Maunz und Hartmut von Sass. Würzburg 2011, S. 305–320, bes. S. 310–320.

⁸⁴ Vgl. abermals oben Anm. 43 sowie weiterführend Carlos Spoerhase: Strukturalismus und Hermeneutik. Über einige Schwierigkeiten strukturaler Verfahren im Spannungsfeld von Textanalyse und Interpretation. In: Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910–1975. Hrsg. von Hans-Harald Müller, Marcel Lepper und Andreas Gardt. Göttingen 2010, S. 13–38, bes. S. 32–38.

⁸⁵ Hier ist an Schlagworte wie ‚Vermeidung von Anachronismen‘ bzw. ‚Anti-Präsentismus‘ und ‚historisches Verfügbarkeitsprinzip‘ zu denken; vgl. grundlegend Spoerhase 2007 (Anm. 43), S. 145–225, Ders.: Was ist ein Werk? Über philologische Werkfunktionen. In: Scientia Poetica 11, 2007, S. 276–344, hier S. 308–313, sowie Ders.: Presentism and Precursorship in Intellectual History. In: Culture, Theory & Critique 49, 2008, S. 49–72.

⁸⁶ Meggle 1997 (Anm. 40), S. 324.

Annika Rockenberger, Per Röcken: Wie ‚bedeutet‘ ein ‚material text‘?

In: Text – Material – Medium. Zur Relevanz editorischer Dokumentationen für die literaturwissenschaftliche Interpretation.

Ed. by Wolfgang Lukas, Rüdiger Nutt-Kofoth, Madleen Podewski. Berlin, Boston: de Gruyter 2014 (Beihefte zu editio. 37), p. 25–52